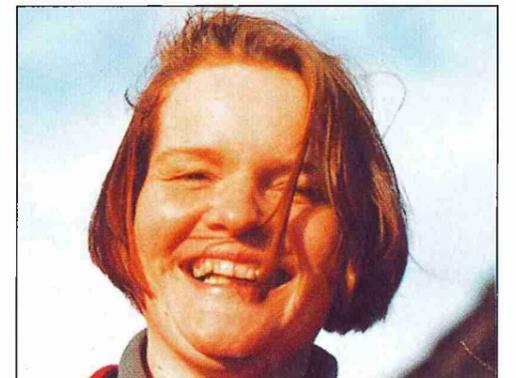
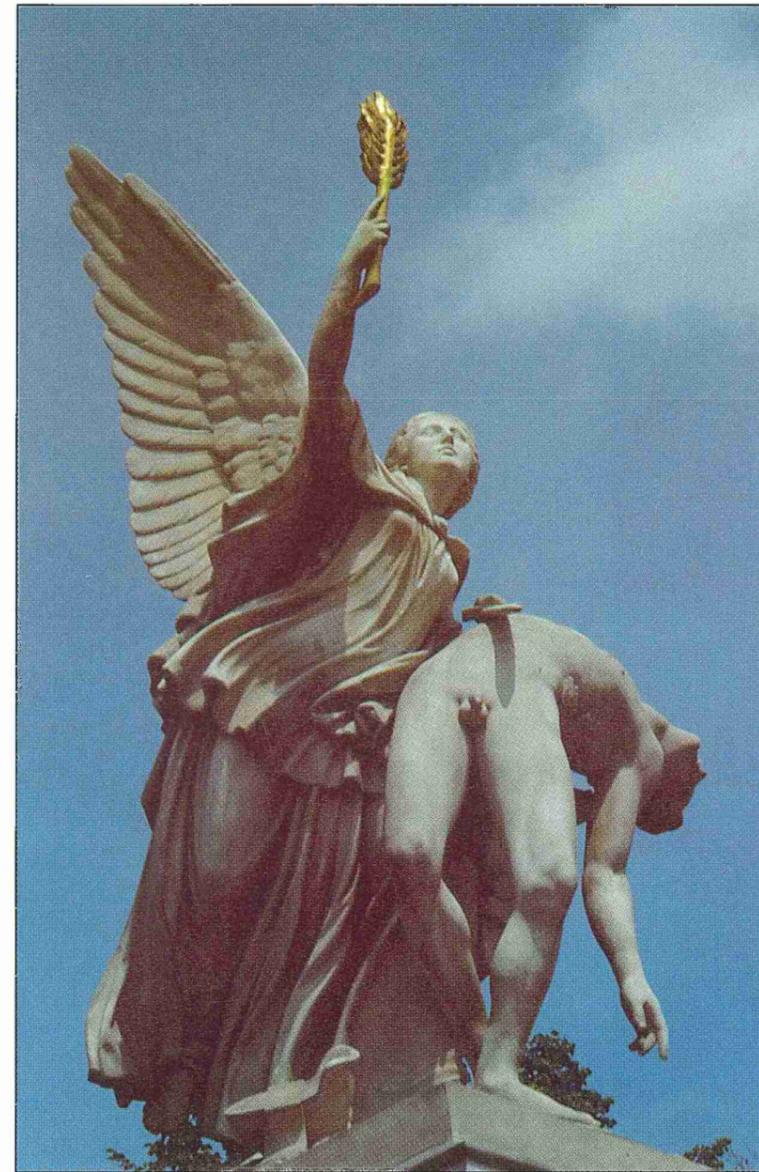


Einblicke

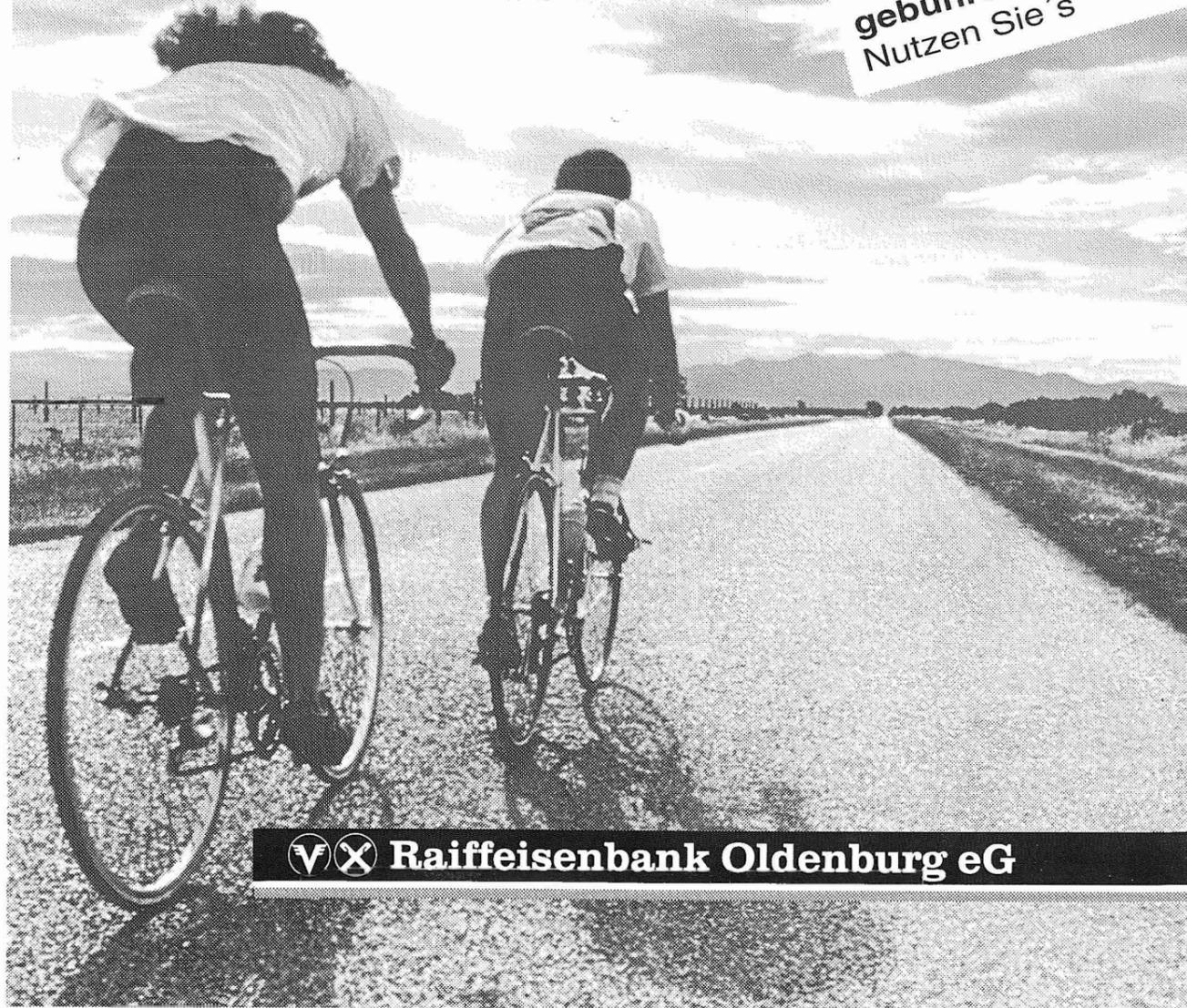
F O R S C H U N G S M A G A Z I N D E R
C A R L V O N O S S I E T Z K Y U N I V E R S I T Ä T O L D E N B U R G



S C H W E R P U N K T H E F T F R A U E N F O R S C H U N G
■ B I L D E R D E S W E I B L I C H E N A L S A L L E G O R I E D E S S T A A T E S (L I N K S) ■ D A S F R A U E N Z I M M E R U N D
D I E L I T E R A R I S C H E Ö F F E N T L I C H K E I T I M 1 8 . J A H R H U N D E R T ■ E H E - T R I U M P H D E R T R A D I T I O N ?
■ P U B E R T Ä T U N D S E L B S T B E W U S T S E I N (O B E N) ■ " M E I N M A N N H A T D A S S A G E N , A B E R I C H
M A C H ' , W A S I C H W I L L " (M I T T E) ■ F R A U E N U M 6 0 (U N T E N) ■ F R A U E N I N D E N N A T U R W I S S E N S C H A F T E N

Wir machen den Weg frei

SB-Geldservice
jetzt direkt in der Uni
rund um die Uhr und
für unsere Kunden
gebührenfrei!
Nutzen Sie's



Raiffeisenbank Oldenburg eG

Ammerländer Heerstraße 114-118, Tel.: 04 41/9 72 99 00

EINBLICKE NR. 21

F O R S C H U N G S M A G A Z I N D E R
C A R L V O N O S S I E T Z K Y U N I V E R S I T Ä T O L D E N B U R G

Silke Wenk Bilder des Weiblichen als Allegorie des Staates	4
Helga Brandes Das Frauenzimmer und die literarische Öffentlichkeit im 18. Jahrhundert	8
H. Matthias, R. Nave-Herz, D. Sander Ehe - Triumph der Tradition?	12
Karin Flaake Pubertät und Selbstbewußtsein	16
Ilse Dröge-Modelmog "Mein Mann hat das Sagen, aber ich mach', was ich will"	20
Barbara Fülgraff Frauen um 60	24
Luise Berthe-Corti, Irene Pieper-Seier Frauen in den Naturwissenschaften	27
Nachrichten der Universitätsgesellschaft	30
Summaries	31

Zurückgebliebene Provinz Universität?

Nach wie vor gilt, daß die Luft in den höheren Rängen der beruflichen Hierarchien für Frauen dünn ist. Die zurückgebliebenste aller Provinzen jedoch, dort, wo der Fortschritt gewissermaßen auf der Stelle tritt, ist die Universität“, äußerte im vergangenen Sommer auf einem Frauenkongreß in Berlin ungewöhnlich deutlich die Präsidentin des Bundesverfassungsgerichts, Jutta Limbach. Die höchste deutsche Richterin war früher selbst Professorin an einer Universität und weiß, wovon sie spricht, wenn sie auf den beschwerlichen Weg für Wissenschaftlerinnen nach ganz oben hinweist. Eine Zahl legt dafür Zeugnis ab. Der Anteil der Professorinnen in Deutschland beträgt nicht viel mehr als fünf Prozent. Da fällt es schwer zu glauben, daß vor gut 20 Jahren die Universitäten Ausgangspunkt einer Frauenbewegung waren, die zwar noch längst nicht am Ziel ist, deren tiefgreifenden Auswirkungen sich aber selbst die konservativsten Teile der Gesellschaft nicht entziehen können.

Auch in den USA bewegten sich die Frauen Ende der 60er Jahre zuerst in den Hochschulen, die im Gegensatz zu Deutschland sehr viel offener auf den sich anbahnenden gesellschaftlichen Wandel reagierten. Bereits zu Beginn der 70er Jahre richteten viele US-Hochschulen „Women's studies“ ein - spezielle Lehr- und Forschungsangebote für Frauen, um Reflexionen über die eigene Rolle und den Prozeß der gesellschaftlichen Gleichberechtigung zu fördern. Inzwischen werden heute an nicht weniger als 620 Hochschulen „Women's studies“ angeboten - oft als eigenes Fach mit Abschlußmöglichkeit. Auch bei unserem Nachbarn, den Niederlanden, sind „Vrouwenstudies“ schon seit 20 Jahren bekannt.

In der alten Bundesrepublik begannen zaghafte Versuche der Institutionalisierung von frauenspezifischen Lehrangeboten erst in den 80er Jahren. Am weitesten sind inzwischen die Universitäten Bielefeld und Osnabrück, die in der Soziologie bzw. in den Erziehungswissenschaften immerhin Studienschwerpunkte anbieten. In Oldenburg weist das Vorlesungsverzeichnis erst seit einem Semester gesondert Veranstaltungen für „Frauenstudien“ aus. Dennoch spielt das Thema sowohl im Bereich Lehre und Forschung als auch in der Hochschulpolitik seit Jahren eine wichtige Rolle. Ein Ergebnis dieses mitunter von heftigen Auseinandersetzungen begleiteten Prozesses: zwei von bundesweit bisher etwa 70 Professuren für Frauenforschung wurden in Oldenburg eingerichtet: Silke Wenk (Feministische Kunstwissenschaft) erhielt ihren Ruf 1993, Karin Flaake (Soziologische Frauenforschung) 1994. Beide gehören mit zu den Autorinnen der ersten EINBLICKE-Ausgabe, die über Frauenforschung an dieser Universität informiert. Längst nicht alle Themen konnten berücksichtigt werden - immerhin aber soviel, daß Hoffnung für die „zurückgebliebenste Provinz“ sichtbar wird.

Gerhard Harms

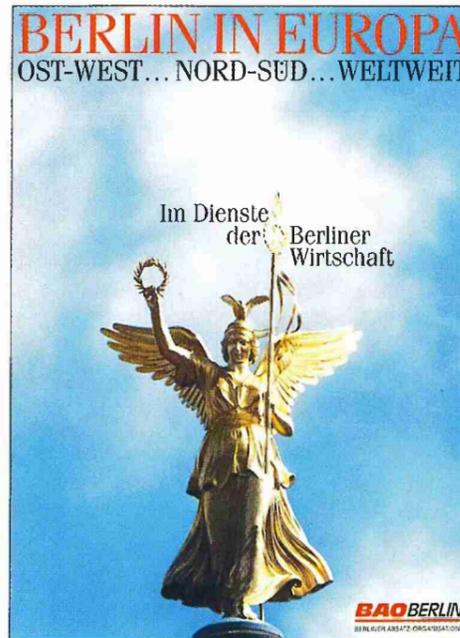
Bilder des Weiblichen als Allegorien des Staates

von Silke Wenk

Die Tradition weiblicher Personifikationen ist alt. Seit der Zeit der Französischen Revolution haben sie jedoch einen Bedeutungs- und Funktionswandel erfahren. Monumental und auf Sockel gesetzt sind sie als Allegorien von Nation und Sieg, als Repräsentationen von Ordnung und Innovation bis weit ins 20. Jahrhundert hinein im öffentlichen Raum präsent geblieben. Ihre Bedeutungen sind im Kontext der politischen Umstrukturierungen der Moderne zu analysieren.



Liberté auf den Trümmern des Feudalstaates 1790 (links). Victoria auf der Berliner Siegesssäule, 1873. Titelbild: "Nike trägt den gefallenen Krieger zum Olymp" von A. Wredow in Berlin,

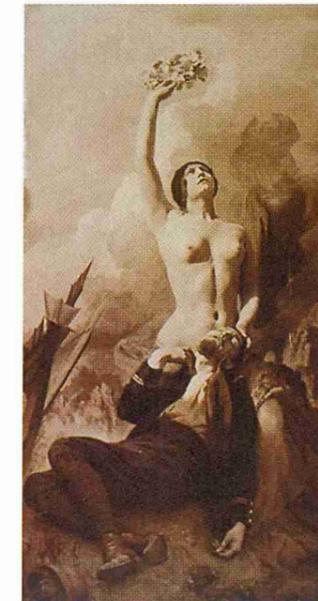


gen zwischen den Geschlechtern, sondern auch eine Demokratisierung der Gesellschaft blockieren.

Zur Tradition weiblicher Allegorien

Der Begriff der „Allegorie“ geht auf das griechische „Allegorien“ zurück, das heißt „etwas auf andere Weise sagen“. In allegorischen Personifikationen dienen Zeichen von Weiblichkeit häufig dazu, Nicht-Darstellbares zur Anschauung zu bringen, indem es auf eine andere Weise formuliert wurde. Die Geschichte weiblicher Allegorien beginnt im alten Griechenland und reicht nahezu bruchlos bis heute. Von den antiken Siegesgöttinnen, die „Niken“ in der griechischen Vasenmalerei oder den „Viktorien“ auf römischen Münzen läßt sich der Bogen spannen bis zur preußischen Viktoria auf der Berliner Siegesssäule. Eine derartige Motivgeschichte hat Marina Warner mit ihrem Buch „In weiblicher Gestalt - Die Verkörperung des Wahren, Guten und Schönen“ vorgelegt (Reinbek 1989). Bei einem solchen Blick in die Geschichte könnte

man glauben, es seien immer Bilder des Weiblichen gewesen, über die Erstrebenswertes wie der Sieg oder der Frieden, oder gar Utopisches wie die Freiheit formuliert worden ist. Dieser Perspektive entgegen jedoch die Transformationen nicht nur der Vorstellungen von Weiblichkeit, sondern auch der Macht und ihrer Art, sich der Bilder des Weiblichen zu bedienen. Das Phänomen der weiblichen Allegorie ist selbst historisch zu rekonstruieren: Sie hat in der Geschichte nicht nur ihre Gestalt verändert, sondern auch ihren Status - insbesondere mit politischen Umstrukturierungen der Moderne. Um sie zu dekonstruieren, muß eine feministische Kritik die Bilder von Weiblichkeit in ihren verschiedenen Variationen nicht nur im Kontext von künstlerischen, sondern auch von politischen und sozialen Strategien analysieren. Die Präsenz monumentaler weiblicher Gestalten in dauerhaften Materialien (Bronze oder Marmor) im öffentlichen Raum, die Freiheit, Republik, Nation und ihre Siege repräsentieren, ist ein relativ junges Phänomen, das hier in groben Zügen skizziert werden soll.



V.l.n.r.: La Verité von Jules Le Lefèvre (1870), Plakat der Allgemeinen Elektrizitäts-gesellschaft Berlin von Louis Schmidt (1888) und "Der verwundete Vogel" von E. Friant (1913)

Ein entscheidender Umbruch in der Geschichte der Allegorien vollzieht sich mit der Französischen Revolution. Hier erst werden weibliche Allegorien in der Repräsentation dessen dominant, was die neue staatliche Ordnung ausmachen und ihren Zusammenhalt garantieren soll. In der tradierten Ordnung hatte das Bild des Königs als Zentrum der Macht - einer Macht über Leben und Tod - auch die politische Ikonographie bestimmt. An der Bilderproduktion der Revolutionsjahre ist zu verfolgen, wie Bilder weiblicher Körper zunehmend an die Stelle des Bildes des Körpers des Königs treten. So wurde 1793 bei einem Festzug anlässlich des „Festes der Einheit“ einer Liberté in weiblicher Gestalt gehuldigt, die auf den Sockel des 1792 gestürzten Denkmals Ludwig XV. gesetzt worden war.

Der Vorgang der Substitution des Herrscherkörpers ist auch in Preußen zu verfolgen. War es noch im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts ausschließlich Privileg des Monarchen, im öffentlichen Raum über ein plastisches Bild repräsentiert zu werden (ein Privileg, das zunächst nur auf Generäle und Feldherren übertragen werden durfte), so sind nach der Mitte des 19. Jahrhunderts - im Zuge der Konstitution des preußisch-deutschen Nationalstaates - weibliche monumentale Figuren bestimmend geworden. Vom Sockel, an dem sie zuvor in untergeordneter Position die Bedeutung der männlichen Gestalt auf dem Sockel illustrierten, rückten Bilder des Weiblichen auf den Sockel. Dort repräsentierten sie nun das „Wesentliche“, das, was über den einzelnen Männern stehen sollte: die Einheit der Nation und ihre Siege. Bilder des Weiblichen stehen also für das „Allgemeine“, dem die Interessen der Einzelnen untergeordnet werden sollen. Das gilt auch für die „Natur“, über die sich die neue bürgerliche Ordnung als universell zu legitimieren sucht.

Die „Weiblichkeit“ der Allegorie

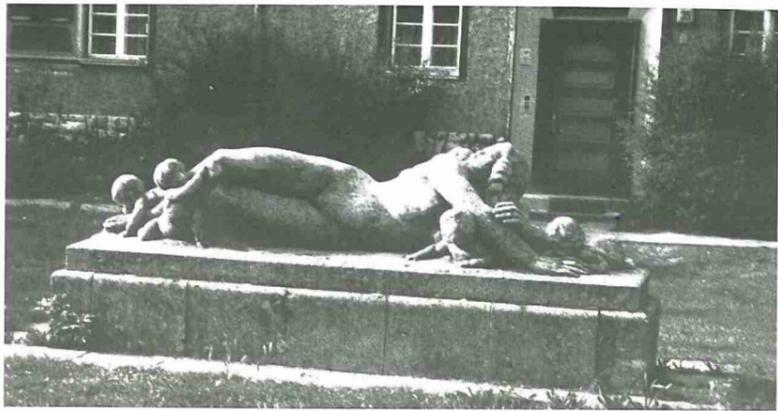
Das allegorische Bild des weiblichen Körpers verweist auf Frauen, aber meint sie nicht. Daß die „Liberté“ ebensowenig wörtlich zu lesen ist wie etwa „Justitia“, wird deutlich an der Tatsache, daß Frauen bis ins 20. Jahrhundert hinein als Rechtssubjekte nicht anerkannt waren; was mit Bildern von „Weiblichkeit“ bezeichnet wurde, war den Frauen meist verschlossen. Es gibt keine unmittelbare Beziehung zwischen dem Bild des weiblichen Körpers als Bezeichnendem und dem, was es bezeichnet. Die weibliche Personifikation ist ein komplexes Zeichen, in dem der weibliche Körper als Signifikant mit Hil-

fe eines kodifizierten Verweisungssystems (wie Siegeskranz oder Waage) etwas anderes als Signifikat bezeichnet: Nation, Kriegskunst, Wahrheit, Freiheit etc. Das ist aber nur die eine Seite. Die Bilder weiblicher Körper bezeichnen auch das Signifikat „Weiblichkeit“. Wie sich die Bedeutung von Weiblichkeit und Staat verbinden und wie sie sich gegenseitig bestimmen und verändern, ist weiter zu analysieren. Das Bild des Weiblichen, festgelegt nur in Opposition zu „Männlichkeit“, ist ein Zeichen mit einem relativ offenen Charakter, das viele Bedeutungen übernehmen kann und das damit einer veränderten gesellschaftlichen Ordnung entspricht. Betrachtet man die Bilder des Weiblichen gegen Ende des 19. Jahrhunderts, so ist festzustellen, daß sie dazu dienen, immer neue Signifikate vorzustellen. Einmal als Zeichen von Ordnung und Kontinuität etabliert können Bilder allegorischer Weiblichkeit auch andere, neue Bedeutungen übernehmen. Bedeutungen von Ordnung, Innovation und Fortschritt verbinden und verdichten sich: Bilder des Weiblichen können sowohl Sieg wie Elektrizität und Wahrheit bezeichnen, sie können technische wie künstlerische Innovationen repräsentieren.

Schließlich werden die weiblichen Allegorien „reduziert“ auf den Körper: Bilder des nackten weiblichen Körpers, der aller historisch konkreten Attribute entkleidet ist und wie „Natur“ erscheint, fungieren als Superzeichen für alles, was mit Ordnung und mit Innovation verknüpft werden kann. Über den weiblichen Akt artikulieren sich die neuen Machtverhältnisse, wie sie sich bereits im Laufe des 18. und insbesondere des 19. Jahrhunderts herausbilden, aber im 20. Jahrhundert bestimmend werden.

Machtverhältnisse ohne Zentrum und das Bild des Weiblichen

Im 20. Jahrhundert tritt der weibliche Akt als die Allegorie des modernen Staates auf den Plan. Stehende, hockende, liegende weibliche Körper in Stein oder Bronze bevölkern nun den öffentlichen Raum. Es sind Bilder von zu formender und zu schützender Natur. Fürsorge und Kontrolle verbinden sich im Blick auf diese Körper und bestimmen den Blick auf Weiblichkeit und - weiterhin - Staat. Michel Foucault hat in seiner Studie „Sexualität und Wahrheit“ (Bd. I, Frankfurt a.M. 1977) die sich seit dem 17. Jahrhundert herausbildenden Machttechnologien analysiert und herausgearbeitet, wie die-



Knospende Erde von Georg Hengstenberg, Berlin (1926), Liegende Figur von Henry Moore (1957/58) vor dem Unesco-Gebäude in Paris

Formen der Modernisierung der weiblichen Allegorie

Einer der berühmtesten Bildhauer des 20. Jahrhunderts, der an einer Modernisierung der weiblichen Allegorie arbeitet, ist Henry Moore, der „Staatsbildhauer des 20. Jahrhunderts“. Seine weiblichen Figuren sind vor vielen politischen und kulturellen Zentren in Westeuropa und USA plaziert. Seine Skulpturen der Liegenden lassen sich als eine Aktualisierung der Repräsentation des Staates durch den weiblichen Körper analysieren. In der kunsthistorischen Literatur immer wieder beschrieben als Bild von Mutterschaft, Natur, Erde, Fruchtbarkeit, gleichen Moores „Liegende“ zunächst noch den tradierten geschlossenen, heilen Körpern und verbinden sich mit der Tradition weiblicher Allegorien. Zugleich aber werden diese Bilder immer mehr zerlegt: „das Loch“ in der Mooreschen Skulptur wird ein großes Thema, das Karikaturisten ebenso beschäftigt wie Kunsthistoriker. Beunruhigend und faszinierend zugleich ist das Bild des geschlossenen „ganzen“ weiblichen Körpers nicht mehr einfach zu haben. Die Durchblicke irritieren, aber sie haben einen Rahmen, mit dem der Betrachter - wie der Bildhauer - die Figur wieder zur „ganzen“ formen und als sein Gegenüber sichern kann. Die Skulpturen Moores - so möchte ich zuspitzen - stellen eine Antwort dar auf die Verunsicherungen, die die veränderten Machtverhältnisse (auch) mit sich bringen; sie bieten eine Lösungs- oder Bewältigungsform an. Sie wiederholen Irritationen auf symbolische Weise und eröffnen damit

auch Orientierungsangebote, Orientierungen in der Desorientierung. Über die Form, die der Bildhauer gestaltet hat, wird eine Erneuerung des Bildes eines imaginären übergeordneten Ganzen - als „Weiblichem“ - und eine erneute Versicherung von „Identität“ versprochen. Ausgehend von Bildern des Weiblichen als Bildern von Staat, Ordnung und Innovation, bin ich bei der Figur des männlichen Künstlers angelangt, der als männlich-formender Schöpfer eine Zentralfigur des kunsthistorischen Diskurses bildet und als solcher von der feministischen Kunstwissenschaft immer wieder kritisiert wurde. Feministische Politik muß vielfältig sein, muß an vielen Punkten ansetzen, - den Marktpunkten entsprechend. Dekonstruktion von Bildern „des Weiblichen“ ist eine Arbeit, Dekonstruktion der Künstlermythen eine andere, beide Formen feministischer Interventionen sind weiterhin notwendig.

se sich auf „das Leben“ richten. Die „Normalisierungsgesellschaft“ ist bestimmt von der Durchsetzung von Normen, die sich auf den Körper richten, auf seinen Erhalt und seine Reproduktion. Foucault schlägt vor, diese Machtstrategien (die mit Bevölkerungs- und Familienpolitik zu tun haben, sich jedoch nicht darauf beschränken) als „Biopolitik“ zu bezeichnen, über die „das Leben“ und „seine Mechanismen“ in den „Bereich der bewußten Kalküle“ eintreten.

Historische Untersuchungen der jüngeren Zeit haben aufgedeckt, daß „das Weibliche“ als das andere, „zweite“ Geschlecht offensichtlich eine neuere Erfindung ist. Sie fällt zeitlich ungefähr mit dem Wandel des Status der weiblichen Allegorie zusammen. Dieses zweite Geschlecht wurde nicht nur zur Projektionsfläche von Vorstellungen von „Natur“ und durch sie legitimer Ordnung - jenseits der Macht des Monarchen über Leben und Tod, jenseits des Rechts und Gesetzes des (absolutistischen) Souveräns -, sondern auch zum Medium neuer Machtstrategien und ihrer Verankerung in den Mikrostrukturen der Gesellschaft.

Das Bild des weiblichen Körpers - aller Attribute entkleidet, die auf seine soziale und zeitliche Gebundenheit verweisen konnten - erhält in dieser Machtkonstellation einen enormen Stellenwert. Das Bild des weiblichen Körpers wird zum Zeichen des „Lebens“, dessen Vorsorge und Sicherung schließlich auch über das konkrete Leben der Frauen gesetzt wird. Die weibliche Aktskulptur, die im 20. Jahrhundert zum einen den Platz herkömmlicher Allegorien einnimmt, zum anderen neuartige staatliche Zentren und Institutionen auszeichnet, ist kennzeichnend für die neue Ordnung des „Sozial-“ oder „Vorsorgestaates“ des 20. Jahrhunderts mit neuen, spezifischen Machtkonstellationen, die sich über Politiken um den Körper und dessen Modellierung etablieren. Die Dezentralisierung der Bilder entspricht der Dezentralisierung politischer Strategien. Über das Bild des weiblichen Körpers treffen und verbinden sich verschiedene Strategien des Sozialen als Ineinander von Fürsorge und Kontrolle.

Die Autorin



feministische Kunstwissenschaft, Kunst- und Kunstpolitik des Nationalsozialismus und Skulptur im 19. und 20. Jahrhundert.

Prof. Dr. Silke Wenk, Kunstwissenschaftlerin mit Schwerpunkt Frauen- und Geschlechterforschung, studierte in Freiburg und Berlin Kunstgeschichte, Soziologie und Philosophie. Nach ihrer Promotion 1980 war sie u.a. an der Konzipierung diverser Ausstellungen beteiligt und als wissenschaftliche Mitarbeiterin (1985-90) an der Hochschule der Künste in Berlin tätig. Bis zu ihrer Berufung nach Oldenburg 1993 nahm sie Gastprofessuren in Braunschweig, Tübingen und an der University of California (Davis) wahr. Ihre Forschungsschwerpunkte sind

PreussenElektra

Ökonomie und Ökologie in der Strom-

versorgung - sehen Sie da einen Widerspruch? Bei PreussenElektra laufen



Wirtschaftlichkeit und Umweltschutz

Hand in Hand. Wir suchen kontinuierlich

nach noch effizienteren und noch

umweltschonenderen Wegen in der

Stromversorgung. Erfolgversprechende

Techniken werden wir beherzt nutzen

und den Strompreis gleichzeitig

so niedrig wie möglich halten.

Das ist Innovation im besten Sinne.

PreussenElektra - Zukunft gestalten

Das Frauenzimmer und die literarische Öffentlichkeit im 18. Jahrhundert

von Helga Brandes

Die Alphabetisierungswelle im 18. Jahrhundert machte vor den Frauen nicht halt. Die Entstehung eines weiblichen Lesepublikums ist ein erster Erfolg der Aufklärung, zu dem vor allem die 'Moralischen Wochenschriften' beigetragen haben. Der Eintritt der bürgerlichen Frau in die Öffentlichkeit als Leserin, Autorin und Publizistin veränderte die Kultur der Zeit. Von einer kulturellen Einbürgerung der Frau kann am Ende des Jahrhunderts aber noch keine Rede sein.

In der Geschichte der kulturellen Emanzipation der Frau spielt die europäische Aufklärung eine zentrale Rolle. Auf dem „langen Weg zur Mündigkeit“ (Barbara Becker-Cantarino) kommen die Frauen in der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts eine gute Strecke voran. Der Rückgang des Lateinischen, die allmähliche Anerkennung des Deutschen als Bildungssprache waren wesentliche Voraussetzungen für die Teilhabe der Frauen am literarisch-publizistischen Leben der Zeit. Hat die Frau als Leserin und Autorin um 1700 noch keine nennenswerte Rolle gespielt, so ändert sich dies im Verlauf des Aufklärungsjahrhunderts. Entscheidende Impulse für diesen Emanzipationsprozeß gingen von einer publizistischen Gattung aus, die - in England entstanden - sich rasch über fast ganz Europa ausbreitete: von den Moralischen Wochenschriften.

Schule der Frauen: Moralische Wochenschriften

Die Zeitschriften wenden sich an Männer und Frauen der bürgerlichen Schicht. Zum erstenmal in der Geschichte des Pressewesens sind Frauen als Leserinnen nicht ausgeschlossen. Im Gegenteil: Die Journale zeichnen sich insbesondere in der Frühphase durch eine frauenfreundliche Haltung aus. Frauen gehören zu ihrem bevorzugten Adressatenkreis (Die Discourse der Mahlern, Zürich 1721-23; Der Patriot, Hamburg 1724-26; Die Vernünftigen Tadelrinnen, Halle/Leipzig 1725/26; Der Biedermann, Leipzig 1727-29 etc.).

Die weibliche Erziehung liegt den Herausgebern der Moralischen Wochenschriften (Bodmer, Breitinger, Gottsched u.a.) am Herzen. Ihre lesepädagogischen Bemühungen sind dabei besonders hervorzuheben. Allgemeine Aufforderungen zur Lektüre werden nicht selten durch konkrete Leseempfehlungen, z.B. umfangreiche Bücherlisten („Frauenzimmerbibliotheken“) ergänzt.

Zum Lektürekanon gehören neben Nachschlagewer-



Lesekultur in Deutschland im ausgehenden 18. Jahrhundert: Abendgesellschaft bei Herzogin Anna Amalia in Weimar um 1795 (oben) und Frau beim „stillen Lesen“ (unten)



ken, Lexika vor allem Bücher über Geographie, Historie, Naturkunde, Philosophie, Poetik sowie Belletristik (Weltliteratur, zumeist im Original). Die Bildung der bürgerlichen Frau (Sachwissen, Weltläufigkeit etc.) zu befördern, ist ein erklärtes Ziel der Wochenschriften. Sie fungieren als 'Sprachrohr' der Aufklärung und tragen entscheidend zur Entstehung eines weiblichen Lesepublikums im 18. Jahrhundert bei. Lesende Frauen sind in den folgenden Jahrzehnten keine Seltenheit mehr. Bald meint man sogar, vor weiblicher „Lesewut“, „Lesesucht“ warnen zu müssen.

Das den Moralischen Wochenschriften zugrundeliegende Ideal des aufgeklärten Frauenzimmers bleibt bei der Rolle der Frau als Leserin nicht stehen. Die Adressatinnen werden auch zum Schreiben animiert. In aufklärerischer Absicht ziehen die Herausgeber gegen das alte Vorurteil von der (naturbedingten) intellektuellen Unterlegenheit der Frau gegenüber dem Mann zu Felde. So äußert sich Bodmer zu frauenverächtlichen Tendenzen in der Gesellschaft: „Es ist in Wahrheit der größte Affront für das weibliche Geschlecht / daß man es in die Circkel der Kamer / der Kuchen / der Stuben / und der Kunkel einschränket; Ich sehe keine klarere Consequenz als diejenige / welche man daraus machen kan / daß die weiblichen Seelen unedler als die männlichen / ich sehe aber auch nichts absurders und falschers als dieses.“

Da die Blätter eine große Resonanz hatten, ist es nicht übertrieben, ihnen auch hierin eine Wegbereiterfunktion zuzuschreiben: In der Folge treten Frauen zunehmend als Schriftstellerinnen hervor: Christiana Mariana von Ziegler, Sidonia Hedwig Zäunemann, Johanne Charlotte Unzer u.a. Ihre gesellschaftliche Akzeptanz nimmt zu. Die Periodika zeichnen Weiblichkeitsentwürfe, die zum Teil der sozialen Realität weit vorausseilen. Neben dem bekannten Bild der Frau als Leserin und Autorin erscheinen in den Artikeln auch Frauen als Journalistinnen bzw. (fiktive) Herausgeberinnen von Wochenschriften, lange bevor es solche Frauen in der Wirklichkeit gibt. Luise Adelgunde Victorie Gottsched war zwar schon recht früh publizistisch tätig: Sie verfaßte Stücke für die 2. Auflage (1738) der „Vernünftigen Tadelrinnen“. Doch von der (anonymen) Zeitschriftenmitarbeiterin, der „geschickten Freundin“ des Ehemannes, zur verantwortlichen Herausgeberin eines eigenen Journals ist es noch ein weiter Weg.

Die ersten Zeitschriften von Frauen für Frauen

Mit der Herausgabe eigener Journale gelingt einigen Frauen im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts ein bedeutender Schritt in die Öffentlichkeit und damit zu mehr Autonomie, Selbstbestätigung und gesellschaftlicher Anerkennung. Der dabei bevorzugte Journaltyp ist die Frauenzeitschrift.

Als Redakteurin und Zeitschriftenherausgeberin kann die Frau ihren gesellschaftlichen Einfluß vergrößern: Die Kommunikation mit ihren Leserinnen läßt sich hier - im Vergleich zum Buch - enger und intensiver gestalten. Die Öffentlichkeit, in der sie wirkt, wird größer. Sie kann neue Fähigkeiten entwickeln und unter Beweis stellen: als Managerin, die sich mit den finanziellen Problemen auseinanderzusetzen hat, und als Publizistin, die auch die verlegerischen Interessen (Abonnentenzahl u.ä.) im Auge behalten muß.

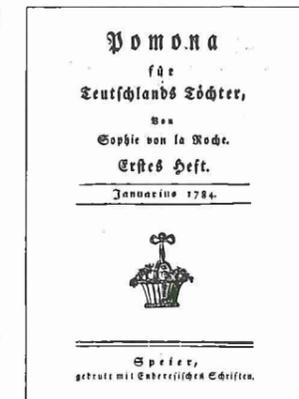
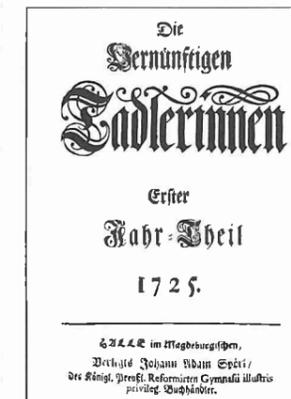
Zu den ersten Journalen von Frauen für Frauen zählen „Für Hamburgs Töchter“ (1779) von Ernestine Hofmann, „Wochenblatt für's Schöne Geschlecht“ (1779) von Henriette Hezel, „Pomona für Deutschlands Töchter“ (1783/84) von Sophie von La Roche, „Luna, für die Gönner meiner

Muse“ (1788-90) von Karoline Friederike von Kamiensky sowie „Amaliens Erholungsstunden“ (1790-92) und „Die Einsiedlerin in den Alpen“ (1793/94) von Marianne Ehrmann.

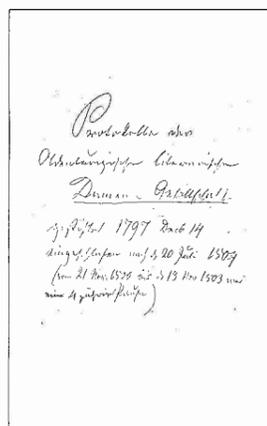
Sophie von La Roches „Pomona“

Sophie von La Roches „Pomona“ war damals die erfolgreichste jener Zeitschriften. Sie kann sich darin mit der vielgelesenen „Iris“ (1774-1776 [1778]) von Johann Georg Jacobi und Wilhelm Heinse messen, für die neben Goethe u.a. auch Sophie von La Roche Beiträge geliefert hat. Jacobi wiederum schrieb Artikel für die „Pomona“. Außerdem arbeiteten mit: Sophie Albrecht, Philippine Engelhard, G.K. Pfeffel, Elisa von der Recke, Karoline von Wolzogen u.a. „Pomona“ bewegt sich zwischen Aufklärung und Empfindsamkeit: Sie steht einerseits noch unter dem Einfluß der Moralischen Wochenschriften, andererseits prägen neue Tendenzen, wie der in Mode gekommene Rousseauismus, das Profil. Ambivalenzen und Widersprüche kennzeichnen daher die Struktur dieses Blattes (wie der frühen Frauenzeitschriften überhaupt); sie verweisen auf die historisch-kulturelle Umbruchsituation jener Zeit. Die Journale spiegeln paradigmatisch die Suche der (bürgerlichen) Frau nach einem neuen Rollenverständnis im fortschreitenden und ausgehenden 18. Jahrhundert. Aufklärerisch sind noch die allgemeinen Ziele des Journals: Es möchte das Lesepublikum „belehren und unterhalten“, das „Angenehme und Nützliche“ verbinden. Auf anregend-zwanglose Art möchte es die Mädchen und Frauen von „Puppen zu denkenden Wesen“ erziehen. Neben Gedichten enthält „Pomona“ Reisebeschreibungen, Briefe, moralische Beispielerzählungen u.ä. Eine eigene Rubrik „Briefe und Antworten“ richtet die Herausgeberin ein. Hier entsteht eine 'Briefkastenecke', die bis heute zu diesem Genre gehört. Aufklärerisch zeigt sich „Pomona“ auch durch einen Hauch 'Internationalität': Ganz im Zeichen des kosmopolitischen Denkens der Aufklärung stehen die Länderberichte. Aus den Leserinnen sollen „Weltbürgerinnen“ werden, die frei von nationalen Vorurteilen sind. So wird ausführlich und positiv über Frankreich, England, Italien und Deutschland berichtet.

Doch wird der emanzipatorische Gehalt der Frauenzeitschrift abgeschwächt durch 'Diskurse der Empfindsamkeit', die das Blatt zugleich prägen. Sophie von La Roche macht sich zur Anwältin Rousseaus und dessen Geschlechterphilosophie. Im 5. Buch des „Emile“ (1762) entwirft Rousseau das Paradigma vom weiblichen und männlichen 'Geschlechtscharakter'. Die Zuspitzung besteht in der komplementären Kontrastierung ('Polarisierung') der Geschlechterrollen. Danach hat das Weib schwach, sanft, zärtlich, passiv und gefühlvoll zu sein, der Mann hingegen stark, energisch, mutig, aktiv, rational. In den „Briefen an Lina“, die das Journal wie ein roter Faden durchziehen, unterweist Pomona ihre jüngere Kusine in Fragen der 'weiblichen Bestim-



Eine der frühen Moralischen Wochenschriften, die die Frauen als Leserinnen entdeckten: "Die Vernünftigen Tadelrinnen" (links), und eine besonders erfolgreiche Zeitschrift von einer Frau für Frauen: Sophie von La Roches "Pomona" (rechts)



Auch in Oldenburg gab es bereits 1797 eine literarische "Damengesellschaft", an der allerdings auch Männer teilnahmen. Zu ihrer Lektüre zählte u.a. Sophie von La Roches zweibändige Schrift "Mein Schreibtisch" (1799)



Französischen Revolution. Frauen war die Mitgliedschaft in Lesegesellschaften zunächst verwehrt. Erst im späten 18. Jahrhundert gab es Gesellschaften für beiderlei Geschlecht (Kassel, 1789; Meinigen, 1796; Dresden, 1798 u.a.) bzw. Damen-Gesellschaften (u.a. Leipzig, 1784; Rügen, 1790 Aurich, um 1790; Greiz, 1790). Auch in Oldenburg wurde eine 'Literarische Damen-Gesellschaft' gegründet (1797 - 1804, mit einer dreijährigen Pause von 1800 - 1803). Der Name, unter dem die Protokolle dieser Gesellschaft zusammengefaßt sind, ist irreführend: Frauen und Männer gehörten dazu (12 Frauen und 9 Männer). Es handelte sich zumeist um die Ehemänner bzw. Väter der weiblichen Mitglieder (Kanzleirat von Halem, Kanzleirat von Berger, Justizrat Herbart etc.), insgesamt Vertreter der Honoratiorenschicht der Residenzstadt Oldenburg. Man traf sich alle 14 Tage, jeweils abwechselnd in den Häusern der Damen. Statuten, Einladungen zu den Treffen, geregelter Ablauf der Sitzungen, Führen von Protokollen gab der Gesellschaft einen offiziellen Charakter und rückte sie von einem unverbindlichen Kaffeekränzchen ab. Im Mittelpunkt stand das Vorlesen und Raisonement. Der Schwerpunkt der Lektüre lag auf der schöngeistigen Literatur (Lessings „Emilia Galotti“, „Minna von Barnhelm“; Klopstocks Oden; Goethes „Natürliche Tochter“, „Hermann und Dorothea“; Schillers „Lob der Frauen“; Sophie von La Roches „Mein Schreibtisch“ usw.).

Die Rollenverteilung folgte dem herrschenden Geschlechterdiskurs: Die Herren hatten das Sagen. Sie trugen vor, bestimmten die Sujets, besorgten die Literaturauswahl, führten meist das Protokoll. Die Damen begnügten sich weitgehend mit der Rolle der passiven Zuhörerin. Ein Mentoren-Schülerinnen-Verhältnis prägt diese Sozietät. Der ohnehin knapp bemessene Artikulationsraum der Frauen wurde durch Lesekontrolle und Rezeptionslenkung noch weiter eingeschränkt. „Politische Neuigkeiten“ im Zusammenhang der Französischen Revolution interessierte auch die männlichen Mitglieder der Oldenburger Gesellschaft. Man las daher aus Zeitungen vor. Das ehemalige Mitglied Woltmann, inzwischen Professor in Göttingen, tadelte die Damen in einem Brief (17.6.1798), daß sie sich aus Zeitungen haben vorlesen lassen: „Wo hört besonders die Teilnahme der Weiber an Staatshändeln auf, edel und schön zu sein? Da, wo sie die Schranken der Weiblichkeit überspringt und in solche Handlungen übergeht, welche nur dem Mann als dem Repräsentanten des Ganzen in der bürgerlichen Welt zukommt.“ Ein Jahrhundert, das für die Frauen so verheißungsvoll begann, ging kläglich zu Ende. Was blieb, war nur die Utopie von der Gleichrangigkeit der Geschlechter.

mung'. Frauenspezifische Themen gewinnen die Oberhand: die richtige Gattenwahl, Brautzeit, Heirat, Kindererziehung, Hauswirtschaft. Das Bild des aufgeklärten Frauenzimmers wird überlagert vom Bild der empfindsamen, emotionalen Frau, der „schönen Seele“. Das Geschlechterverhältnis ist wieder hierarchisch geordnet. „Pomona“ sagt der Frau, wie sie sein soll: „Schön, moralisch schön ist es von uns, daß wir, ohngeachtet der grossen Beweise, welche unser Geschlecht schon oft von seinen Fähigkeiten zu den höchsten Wissenschaften gab, daß wir freiwillig der ersten Bestimmung der Natur getreu, nur als Gehülffinnen und Gesellschafterinnen der Männer in dem zweyten Rang der Verdienste stehen bleiben, in den Häusern, die sie bauen, ihr Leben ihnen versüssen ...“ Dieses Frauenbild wird verstärkt in all den folgenden einschlägigen Periodika vermittelt. Zu nennen ist vor allem das langlebige „Journal des Luxus und der Moden“ (1786-1827), von Friedrich Justin Bertuch, Georg Melchior Kraus u.a. herausgegeben, das deutlich auf das Unterhaltungsbedürfnis der Leserinnen setzt. Der Wandel der Publizistik von den aufklärerischen Moralischen Wochenschriften zu der 'leichteren Kost' der späten Frauenzimmer-Journale mit ihrer Tendenz, hierarchisch-patriarchalische (Familien-) Strukturen zu stabilisieren, ist Ausdruck des gesellschaftlichen Rollenwandels im 18. Jahrhundert.

Gesellige Lektüre: Die erste 'Literarische Damen-Gesellschaft' in Oldenburg

Zu dem skizzierten Frauenbild paßt auch die veränderte Lesesituation der Frau um 1800. Das stille Lesen zu Beginn des 18. Jahrhunderts wird allmählich durch neue soziale Formen der Literaturrezeption ergänzt. Geselliges Lesen wird immer beliebter und führt nach und nach zur Gründung literarischer Gesellschaften und anderer Institutionen. Der Charakter changiert dabei von privater, privat-öffentlicher und öffentlicher Form (Lesezirkel, Lesegesellschaften, Lesekabinette, Salons, Leihbibliotheken etc.).

Besonders die Lesegesellschaften schießen wie Pilze aus dem Boden. Für den Zeitraum von 1760 - 1800 soll es ca. 430 Lesegesellschaften in Deutschland gegeben haben. Die Blütezeit liegt mit etwa 200 Neugründungen im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts während der

Die Autorin



Prof. Dr. Helga Brandes (54), Hochschullehrerin für Neuere deutsche Literaturwissenschaft, studierte Germanistik, Romanistik und Pädagogik in Hamburg, Göttingen und Münster. Sie lehrt seit 1968 in Oldenburg. Nach ihrer Habilitation 1988 mit einer Arbeit über das Junge Deutschland wurde sie 1992 zur apl. Professorin ernannt.

Ihre Forschungsschwerpunkte: Literatur und Publizistik der Aufklärung, Frauen und die Französische Revolution, Mädchenbuch der Gründerzeit, Zeitschriften des Jungen Deutschland.



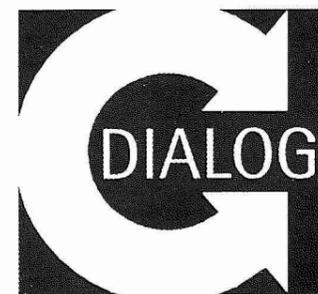
Wir liefern rund um die Uhr Strom - auch wenn der Wind mal Pause macht

Windenergiebilanz 1994 in Weser-Ems:

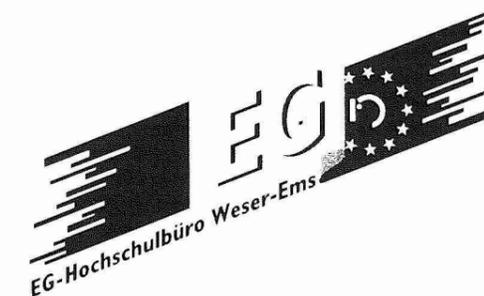
Anlagen (mit 31 EWE-Anlagen)	443
Leistung	120 Megawatt
Einspeisung	190 Mio. kWh
Windstrom für 54 000 Haushalte	
(Haushaltskunden insgesamt: 510 000)	



EWE Aktiengesellschaft, Tirpitzstraße 39, 26122 Oldenburg



Die Arbeitsstelle DIALOG ist eine gemeinsame Einrichtung der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg und der Fachhochschule Oldenburg. DIALOG will die Bindungen und Verbindungen zwischen Wissenschaft und Region stärken und damit einen aktiven Beitrag zur Verbesserung der regionalen (Wirtschafts-) Struktur leisten.



Das EG-Hochschulbüro Weser-Ems, Standort Oldenburg, gehört zu den vier EG-Hochschulbüros, die das Nds. Ministerium für Wissenschaft und Kultur eingerichtet hat. Das Büro berät über die Forschungsförderprogramme und die Strukturfonds der Europäischen Kommission.

Ehe - Triumph der Tradition?

von Heike Matthias, Rosemarie Nave-Herz, Dirk Sander

Unter der Fragestellung "Warum noch Ehe?" "Warum (noch) ledig?" sind im Rahmen eines Forschungsprojektes, das vom niedersächsischen Wissenschaftsministerium gefördert wird, sowohl Jungvermählte als auch ledige Frauen und Männer leitfadengestützt ausführlich interviewt worden. Die ersten Ergebnisse, die unter modernisierungstheoretischen Implikationen vorgestellt werden, machen deutlich, daß bei einem Teil der Frauen (und auch der Männer) traditionelle Eheschließungsgründe ihre Aktualität behalten.

Historisch gesehen hatte die Ehe immer einen instrumentellen Charakter für die Betroffenen. Sie wurde eingegangen - je nach Schichtzugehörigkeit -, um Vermögen, Namen, Rechte usw. weiterzuleiten, die eigene Versorgung zu garantieren u.a.m. Je mehr sich die romantische Liebe zum Eheideal und zum einzigen legitimen Heiratsgrund ideell durchsetzte, umso stärker wurde der Anspruch, den instrumentellen Charakter von Ehe und Familie einzutauschen gegen das Ideal von Partnerschaft, gegenseitiger emotionaler Beziehung usw. Dieser Prozeß begann im 17./18. Jahrhundert zunächst in bestimmten städtischen Bürgerfamilien, in den reichen Kaufmanns- und Handelshäusern, und setzte sich erst langsam auch in anderen Schichten durch.

Die Anerkennung der romantischen Liebe zum einzigen Heiratsgrund war Folge der normativen und faktischen Veränderung eines Ehe- und Familienmodells, das die unmittelbare Arbeits- und überwiegend zweckrationale Beziehung zwischen den Ehepartnern betont hatte. Charakteristisches Merkmal der neuen Ehekonzeption war die Emotionalisierung und Intimisierung der familialen Binnenstruktur, die Ausprägung eines „Familiensinns“ - wie es Ariès nannte -, wodurch schließlich die Ehe und Familie zu einer eigenen geschlossenen Gemeinschaft mit Exklusivcharakter wurde. Voraussetzungen für die Entstehung dieses - heute gültigen - Ehe- und Familienmodells waren Distanzierungs- und Differenzierungsprozesse (zur Herkunftsfamilie, zu familienfremden Personen usw.), die ihrerseits ausgelöst wurden durch den ökonomischen Wandel, durch die Veränderung gesellschaftlicher Leitideen u.a.m. Auf die vielen Fakten, die diesen Veränderungsprozeß mitbewirkt haben, kann hier nicht eingegangen werden. Vor allem aber unterstützte die Trennung von Wohn- und Arbeitsstätte, die bereits vor der Industrialisierung im besitzenden Bürgertum einsetzte, diesen Prozeß.

Verweisung der Frau auf den Innenraum

Für die Stellung der Frauen hatte die Trennung von Arbeits- und Familienbereich, zunächst in den wohlhabenden Bürgerfamilien, erst viel später dann auch in breiten Schichten der Bevölkerung, große Auswirkungen, weil sie gleichzeitig die hauswirtschaftlichen von den erwerbswirtschaftlichen Tätigkeiten schied und damit die Frau allein auf den Innenraum verwiesen wurde. Die mit diesem Ehemodell verbundene Ausgrenzung der Frauen aus dem Erwerbsbereich verstärkte ihre ökonomische Abhängigkeit vom Vater, später vom Ehemann. So hatte die Eheschließung für Frauen in der Realität - trotz des geltenden Ideals der romantischen Liebe - auch weiterhin und nunmehr sogar verstärkt die Funktion ihrer ökonomischen Absicherung und Versorgung. Legitimiert wurde die mit diesem Ehemodell verbundene strikte geschlechtsspezifische Arbeitsteilung zwischen

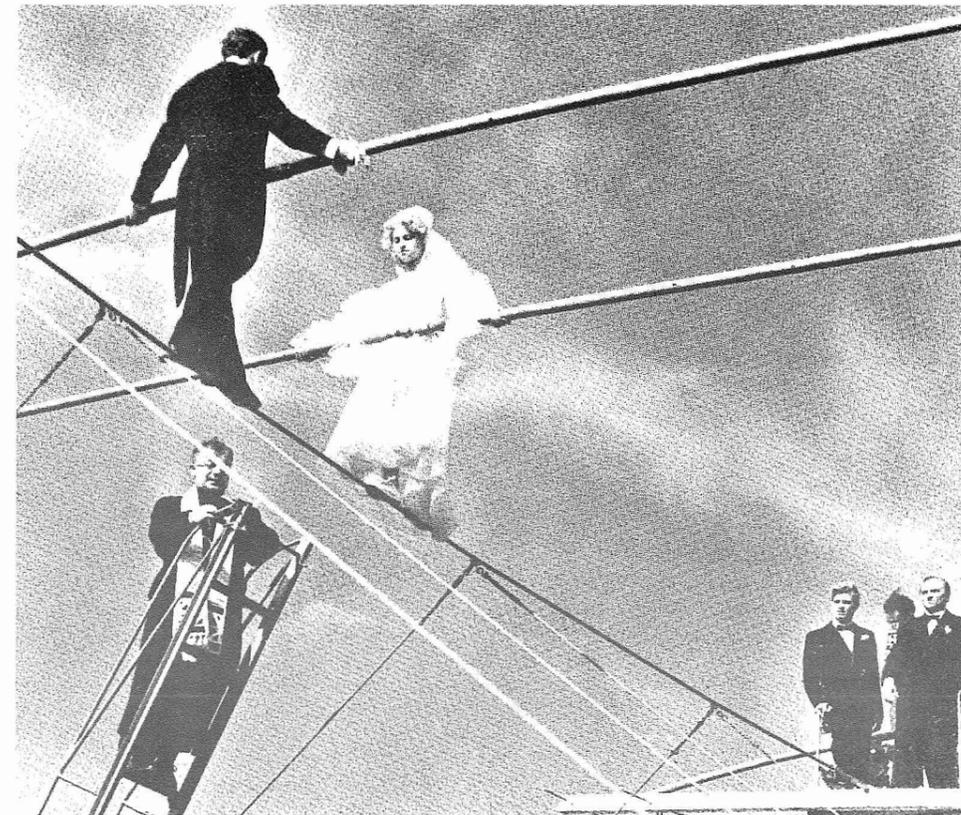
den Ehepartnern mit dem „Ergänzungstheorem der Geschlechter“. Bis hinein in die 70er Jahre dieses Jahrhunderts wurde die Ehe von Frauen nicht nur wegen einer emotionalen Beziehung zum Partner gewählt, sondern darüber hinaus vielfach auch wegen der hohen normativen Akzeptanz der Ehe (verbunden mit der Abwertung Lediger); weiterhin bot sie den Frauen einen Versorgungsanspruch. Durch gesamtgesellschaftliche Veränderungen während der vergangenen 20 Jahre, vor allem durch den höheren Partizipationsgrad der Frauen am Bildungs- und Erwerbsbereich könnte der ökonomische Aspekt bei der Entscheidung zur Ehe hinfällig geworden sein. Ebenso scheint im Zuge des Modernisierungsprozesses mit seiner Ausprägung pluraler Lebensformen dem Ledigen-Status sogar eine positive Bewertung nunmehr zugeschrieben werden. Ferner müssen aufgrund der veränderten gesetzlichen Maßnahmen (Abschaffung des Kuppelparagraphen) die emotionalen sexuellen Beziehungen heute nicht mehr durch die Eheschließung öffentlich legitimiert werden. Weiterhin lassen auch die materiellen und wohnungsmäßigen Bedingungen heutzutage ein Zusammenleben, ohne verheiratet zu sein, zu. Damit scheint der eheliche Status kaum mehr „Gewinn“ zu bieten.

Auslaufmodell „Ehe“?

In Massenkommunikationsmitteln wird behauptet, daß die Ehe eigentlich überholt wäre; sie wird als „Auslaufmodell“ bezeichnet. Sie würde immer stärker von informellen Partnerbeziehungen verdrängt, und die „nichteheliche Lebensgemeinschaft“ wäre zum funktionalen Äquivalent der Ehe geworden. Auch in der Wissenschaft wird vom „Plausibilitätsverlust“ der Ehe gesprochen. Dennoch heiratet - wenn auch etwas abnehmend und im späteren Alter - heute weiterhin die überwiegende Mehrheit der Männer und Frauen zumindest einmal in ihrem Leben. Bis zum 40. Lebensjahr hat über 80 % der Bevölkerung in Deutschland eine Ehe geschlossen. Was macht die Eheschließung für Heiratende - vor allem auch für Frauen - weiterhin so attraktiv? Aus welchen Gründen heiraten wiederum andere nicht? Im Rahmen eines - z. Zt. noch laufenden - Forschungsprojektes, das vom Niedersächsischen Ministerium für Wissenschaft und Kultur gefördert wird, möchten wir u.a. die Gründe für bzw. gegen Eheschließungen erfassen und damit die Fragen zu beantworten versuchen „Warum noch Ehe?“ (eine qualitativ biographische Erhebung von Jungvermählten) und „Warum (noch) ledig?“ (eine qualitativ biographische Erhebung von ledigen Frauen und Männern über 30 Jahre).

Der vorliegende Beitrag beschränkt sich auf die Prüfung, ob unter den Eheschließungsgründen der Versorgungsanspruch als Eheschließungsgrund, bei Frauen noch heute eine Rolle spielt.

Diese Frage könnte aufgrund unserer Daten zunächst verneint wer-



Eine schwindelerregende Angelegenheit ist mitunter die romantische Liebe, die mit der Industrialisierung zum Heiratsgrund Nr. 1 wurde. Heute führt sie in der Regel aber erst zur Heirat, wenn Kinder gewünscht werden.

den; denn überwiegend begründen sowohl die Jungverheirateten ihre Eheschließung als auch die Ledigen eine mögliche Ehe mit dem Wunsch oder mit der Entscheidung für Kinder. Damit stellen wir zunächst wieder den engen Sinn- und Verweisungszusammenhang zwischen Eheschließung und Familiengründung fest, den wir bereits vor 10 Jahren im Rahmen eines anderen von uns durchgeführten Forschungsprojektes ermittelt hatten. Zur Illustration seien drei sehr kurze Interviewausschnitte wiedergegeben:

Mann (32 J., led.): „Solange keine Kinder im Spiel sind, seh' ich eigentlich auch keinen Grund zur Heirat“.

Frau (27 J., verh.): „Wir (sind) dann ... vor zwei Jahren hier richtig zusammengezogen ... und irgendwann kam dann bei uns auch so der Kinderwunsch, daß wir gesagt haben, daß wir gerne Kinder wollten ... und - da haben wir uns dann überlegt, dann könnten wir eigentlich auch heiraten“.

Frau (34 J., led.): „Für uns beide wär's vielleicht eher 'n Punkt gewesen, wenn wir hätten Kinder haben wollen. Aber da wir beide die auch nicht haben wollten, haben wir gesagt, also wir gehören so zusammen, und da braucht man auch keine Eheschließung für“.

Aus diesen Interviewauszügen wird ferner der heutzutage allgemein vorzufindende rationale Planungsprozeß in bezug auf die Erfüllung eines Kinderwunsches deutlich, eine Möglichkeit, die erst durch wirksamere Empfängnisverhütung eine derartige Verbreitung finden konnte. Unsere Daten zeigen weiterhin, daß - im Zuge dieser neuen sicheren Planbarkeit von Kindern - unsere befragten verheirateten und ledigen Frauen und Männer für eine Geburt von Kindern sich nur dann entscheiden würden, wenn sie dieser neuen Verantwortung auch tatsächlich gerecht werden könnten. Unter „Verantwortung“ wird hierbei sowohl die Übernahme/Sicherstellung der ökonomischen Belastung durch Kinder als auch die psychische Zuwendung zum Kind - einschließlich der zu erwartenden nötigen Zeitressourcen - verstanden. Damit schreiben sich unsere Befragten eine „Verantwortungs-

ethik“ zu, die Kaufmann (1990) für die heutige familiale Situation auf theoretischer Ebene abgeleitet hat und mit dem Begriff der „verantworteten Elternschaft“ umschrieb, während man in früheren Zeiten geneigt war, Kinder als „Schicksal“ zu definieren.

Verantwortete Elternschaft

Die kindorientierte Ehegründung heute ist also zumeist gekoppelt mit dem Prinzip der „verantworteten Elternschaft“. Dieser normative Anspruch wird aber ferner mit dem traditionellen Ehekonzept argumentativ verbunden, obwohl man dem Ideal der romantischen Liebe und dem Verweisungszusammenhang „Nur wenn Kinder, dann Ehe“ oberste Priorität einräumt. Das jedenfalls geht aus einer Vielzahl unserer Interviews mit Ledigen und Verheirateten hervor. Der Versorgungsanspruch der Frau als Grund der Eheschließung - zwar nunmehr nur noch im Hinblick auf die Geburt von Kindern -, hat somit an Aktualität nicht verloren, jedenfalls bei einem Teil unserer Befragten, gleichermaßen bei Frauen und Männern.

Frau (29 J., verh.): „... und eben das Finanzielle, weil ich ja nun auch auf die Dauer nicht arbeite erstmal. Denn irgendwo ist es ja von mir auch von meinerseits ein Verzicht, irgendwie baut man sich ja nichts auf, solange man nicht arbeitet. ... Da denke ich schon, es ist 'ne Absicherung, wenn man verheiratet ist“.

Frau (33 J., verh.): „Wegen der Absicherung, daß ich nachher, falls was passiert, Rente krieg' und so. Und noch diesen Hausbau, daß ich nicht da ohne Mittel sitze und praktisch wieder voll schuffen muß, um das Kind und ein Haus zu finanzieren. ... Solange wir beide selbst tätig waren, da brauchte das nicht zu sein. Wir haben uns so ganz gut und wohl gefühlt. ... ich bleib ein Jahr erst einmal zuhause, um das Kind zu erziehen, ... ich würde mein Kind jetzt (nicht) weggeben zu einer anderen Person, also - das ist nicht Sinn der Sache irgendwie“.

Mann (27 J., verh.): „... Daß man soweit sein sollte, daß man die Familie ernähren kann. ... Wenn man sich Kinder wünscht, dann ist es schon so, ... wenn die Frau die Kinder kriegt, dann kann sie nicht weiterarbeiten, erstmal zumindestens, dann muß sie abgesichert sein. Und dann ist es einfach nur fair, daß man sich selber dann auch an die Frau bindet und sagt: So, schau, wir heiraten und damit hast du ja, Rechte gegenüber mir, daß ich dich nämlich versorge“.

Diese Forderungen nach Erfüllung traditioneller Rollenerwartungen sind realitätsgerechte Antworten auf die noch immer in unserer Gesellschaft gegebene strukturelle Ungleichheit zwischen den Geschlechtern, vor allem für Mütter. Schließlich ist es allgemein bekannt, daß ganz besonders dann, wenn die Ehefrau ihre Erwerbstätigkeit vollständig aufgibt oder sie diese sehr stark einschränkt, sich ihre Chancen in bezug auf den beruflichen Aufstieg verringern und sich ihre eigenen Rentenbezüge schmälern, daß sie das Risiko der beruflichen Nicht-Wiedereingliederung eingeht u. v. m. Hält sie an ihrer Erwerbstätigkeit fest, wählt sie damit die - viel betonte, aber bisher nicht veränderte - „Doppelbelastung“.

Die „patriarchalische Gesellschaft“ mit ihrem strukturellen Tauschverhältnis bot und bietet der Mutter als Ausgleich ihrer sozialstrukturellen Benachteiligung und ungleichen sozialen Lage die Sicherheit der rechtlichen Zuordnung zum Kind. Die rechtliche Stellung des Vaters zum Kind hängt dagegen von der Art seiner Beziehung zur Mutter seines Kindes ab. Es ist deshalb verständlich, daß von männlicher, aber auch von weiblicher Seite zuweilen dieser rechtliche Ausgleich mit der Eheschließung betont wird.

Frau (32 J., led.): „... wenn ich dann mal 'n Kind kriegen würde, dann würde ich schon lieber heiraten, weil ich trotz allem immer noch glaube, daß es fürs Kind besser wäre und für den Vater letztendlich auch, weil heutzutage uneheliche Väter irgendwie null Rechte, nur Pflichten haben“.

Mann (34 J., verh.): „Ja, das war eigentlich der Hauptgrund, so wegen des Kinderwunsches ... und auch ... wenn Kinder da sind und wir sind nicht verheiratet, dann hat der Mann ja auch gar keine Rechte oder ziemlich geringe Rechte, und das wollte ich nicht“.

Der Wunsch von manchen Frauen nach ökonomischer Sicherheit und der Wunsch von manchen Männern nach direktem Vater-Recht, diese geschlechtsspezifischen Unterschiede können sich im Entscheidungsprozeß zur Ehe ergänzen und den Entschluß zum Kind mit dem Entschluß zur Ehe begründen und koppeln.

Gegenläufigkeit: Familiäre Entwicklungstrends zum Modernisierungsprozeß

Der Normenkomplex der „verantworteten Elternschaft“ scheint aber gleichzeitig auch bei einigen unserer ledigen Interviewpartner und -partnerinnen im Hinblick auf eine mögliche Elternschaft „angsterzeugend“ und damit als Hinderungsgrund für eine Eheschließung zu wirken. Männer scheinen zu hohe Zumutungen mit der Vaterrolle (und damit an die Ernährerrolle) wahrzunehmen; Frauen dagegen die für sie nicht gegebene Revision der Entscheidung zum Kind. Mann (30 J., led.): „... vielleicht bin ich auch 'n bißchen zu ängstlich gewesen, daß ich mir gesagt hab': Mensch, wie sicher ist Dein Arbeitsplatz überhaupt? Bist Du gut genug überhaupt? Nicht daß sie Dich da -, nachher biste verheiratet, hast 'n Kind, und dann stehst Du nachher da“.

Frau (31 J., led.): „Die Dinge, die man sich im Leben am besten überlegen muß, ist heiraten und Kinder kriegen, das sind beides Dinge, aus denen Du nicht einfach so wieder rauskommst. Aus 'm Heiraten kommst Du schon schwierig genug wieder raus, weil's mit vielen Dingen verbunden ist, und 'n Kind, das kannst Du sowieso nicht in die Ecke stellen und sagen: Ich hab' jetzt keinen Bock mehr.“

In diesem letzten Zitat wird die unterschiedliche zeitgeschichtliche

Veränderung von Ehe einerseits und der Familie andererseits im Hinblick auf die Revision von Entscheidungen sehr deutlich beschrieben, von der vor allem die Frauen betroffen sind: die Ehe hat eine Abschwächung ihrer institutionellen Verbindlichkeit erfahren; die Familie, d.h. vor allem die Mutter-Kind-Beziehung, wurde dagegen institutionell verstärkt, weil durch die Wirksamkeit des sozialen Normenkomplexes der „verantworteten Elternschaft“ die Entscheidung zum Kind (vor allem für die Mütter) irreversibel wurde. Noch im vorigen Jahrhundert hätte z.B. die Weggabe von Kindern an vermögende kinderlose Verwandte oder an die Kirche keine Verletzung einer sozialen Norm bedeutet; heute hingegen wird die Erziehungsverantwortung zwar beider Eltern, aber zumindest die der Mutter gefordert. Die heutige freie Gestaltungsmöglichkeit im Hinblick auf die Wahl von Lebensformen und Lebensweisen, ermöglicht durch den Wandel von ökonomischen und gesetzlichen Rahmenbedingungen, ist also in der sozialen Realität für viele Frauen im Hinblick auf die Mutter-Rolle durch strukturelle Zwänge nur Fiktion. Mütter können im Hinblick auf die Gestaltung der Familienphase nur zwischen „Skylia und Charrydis“ wählen. Huinink (1990) hat aufgrund seiner Daten gezeigt, daß die Familiengründung für viele Frauen zu einem „riskanten Unternehmen“ wurde, denn einerseits bringt die Aufgabe und Reduzierung der Erwerbstätigkeit Nachteile in der Erwerbsbiographie (z.B. im Hinblick auf die Rentenbiographie, den Karriereverlauf usw.) und gleichzeitig verweisen die steigenden Ehescheidungs zahlen auf eine unsichere Zukunft; andererseits bedeutet die Aufrechterhaltung der Erwerbstätigkeit die Doppelbelastung. Dennoch ist die Familienphase weichenstellend für das gesamte, auch spätere Leben für Frauen geblieben. Mit der Eheschließung und dem damit verbundenen möglichen Versorgungsanspruch will ein Teil der Frauen (übrigens unabhängig vom Bildungsniveau!) für sich Zeiteressourcen gewinnen, um das Prinzip der „verantworteten Elternschaft“ durch zeitweilige Aufgabe der Erwerbstätigkeit einlösen zu können, in der Hoffnung, gleichzeitig das damit verbundene Risiko und die Nachteile durch Heirat zu reduzieren. Damit haben traditionelle Eheschließungsgründe weiterhin durch die Herausbildung des Normenkomplexes „verantworteter Elternschaft“ in den letzten Jahren und im Hinblick auf einen Kinderwunsch bei Eheschließungen - wenn auch nur bei einem Teil - ihre Aktualität behalten und bedingen die kindorientierte Ehegründung.

Die Autorinnen und der Autor



Prof. Dr. Rosemarie Nave-Herz (Mütter), Soziologin am Institut für Soziologie in Oldenburg, wurde 1975 an die Universität Oldenburg berufen. Ihre wissenschaftliche Laufbahn begann 1965, als sie wissenschaftliche

Mitarbeiterin am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung in Berlin wurde. Danach folgte eine erste Dozentur in Oldenburg (1967-1971) und die Berufung auf einen Lehrstuhl für Soziologie (Köln 1971-1975). Sie ist Mitglied zahlreicher wissenschaftlicher Kommissionen und zur Zeit Vizepräsidentin des „Committee on Family Research“ der Internationalen Gesellschaft für Soziologie (ISA). Heike Matthias studierte Sozialwissenschaften in Oldenburg, arbeitete in verschiedenen Forschungsprojekten im Forschungsinstitut Frau und Gesellschaft (IFG, Hannover). Seit 1993 promoviert sie im Projekt „Warum noch Ehe?“. Dirk Sander studierte Sozialwissenschaften in Oldenburg und promoviert seit 1994 im Projekt „Warum (noch) ledig?“.

„Ich spiele bei der Anlageberatung die Hauptrolle. – Dank meiner Bank.“

Sie möchten Geld anlegen, wissen aber nicht, wie? Dann ziehen Sie doch einmal unseren Geldanlagen-Experten ins Vertrauen. Wir beraten Sie ausführlich und individuell und suchen mit Ihnen gemeinsam die für Sie ideale Anlageform heraus. Fragen Sie Ihren OLB-Vermögensbetreuer. Auch, wenn Sie noch nicht Kunde bei uns sind.



Die Bank, die hier zu Hause ist.
OLDENBURGISCHE LANDESBANK AG

W I R D R U C K E N

Prospekte, Broschüren,
Formulare, Plakate,
Preislisten, Etiketten,
Handzettel usw.

OFFICINA

0441 -
77 60 60
Fax 77 60 65

POSTHALTERWEG 1 B • 26129 OL

Pubertät und Selbstbewußtsein

von Karin Flaake

Im Zentrum steht die Frage, wie die mit der Pubertät verbundenen körperlichen Erfahrungen und Entwicklungen - die Adoleszenz - von Mädchen verarbeitet werden: wie gesellschaftliche Definitionen und Bestimmungen weiblicher Körperlichkeit - insbesondere in Bezug auf die Menstruation und Vorstellungen von weiblicher Attraktivität - in die Verarbeitungsformen der Mädchen eingehen und ihr Körperbewußtsein prägen.



Mädchen in der Adoleszenz stehen vor einem besonderen Dilemma: der Körper wird für sie zum zentralen Ort der Selbsterfahrung, körperliche Attraktivität...

Für viele Mädchen ist der Abschluß der Pubertät mit einem Verlust an Selbstbewußtsein und Vertrauen in ihre Fähigkeiten verbunden. Die insbesondere von Kurt Eissler und Mario Erdheim beschriebene adoleszente Dynamik, die diese Lebensphase zur „zweiten Chance“ für individuelle Entwicklungen werden lassen kann, scheint für Mädchen auf eine spezifische Weise gebremst zu werden. Bei vielen Mädchen steht weniger die lustvolle Aneignung neuer Erlebnis- und Erfahrungsmöglichkeiten im Vordergrund, sondern Tendenzen zur Selbstzurücknahme, zur Beschränkung eigener aktiver, nach außen gewandter Energien gewinnen oft die Oberhand. Die körperlichen Veränderungen in der Adoleszenz sind dabei außerordentlich bedeutsam. Kulturelle Definitionen der körperlichen Weiblichkeit prägen die Entwicklungen und das Selbstbild der jungen Frauen auf eine Weise, die es ihnen in dieser Lebensphase schwer macht, die Basis für ein von äußeren - insbesondere männlichen - Bestätigungen relativ unabhängiges Selbstbewußtsein zu erwerben. Von großer Bedeutung sind dabei

Die Bedeutung der Menstruation

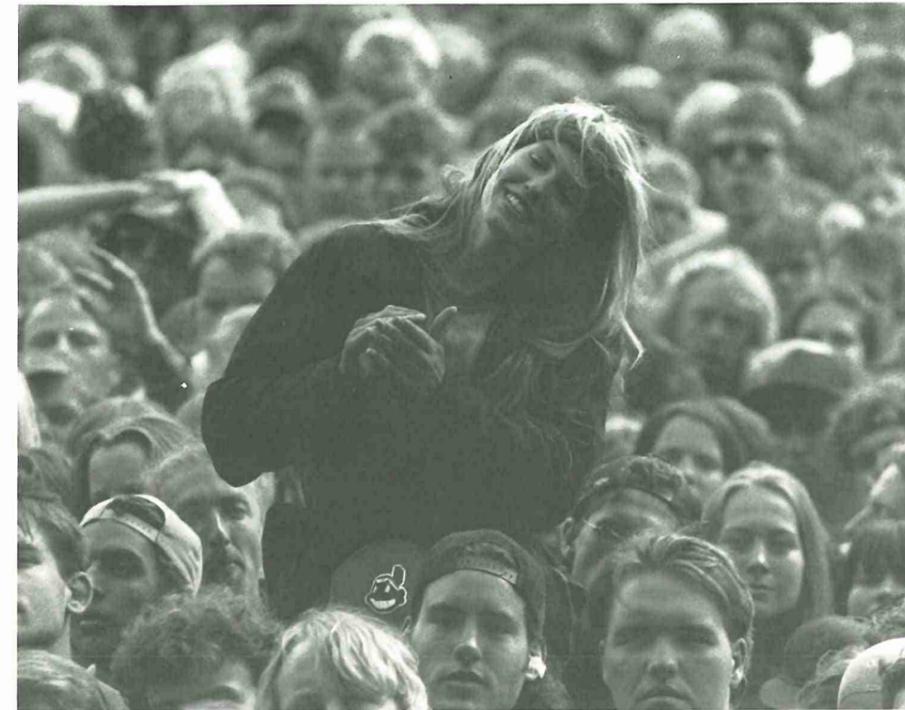
Die erste Menstruation markiert wie keine andere körperliche Veränderung in der Pubertät eine Art von „Eintritt“ in die Weiblichkeit und ist zugleich mit bestimmten gesellschaftlichen Bewertungen

verbunden, die - vermittelt und begleitet durch die Reaktionen der wichtigen Bezugspersonen Prozesse - der Umformung und Einbettung von Körperprozessen in kulturelle Bedeutungen in Gang setzen. An den gesellschaftlichen Umgang mit Menstruation und die Verhaltensmuster der dem Mädchen nahen Personen sind unbewußte Botschaften geknüpft, die das Verhältnis zur körperlichen Weiblichkeit entscheidend prägen. Ich möchte solche unbewußten Botschaften darstellen auf der Basis der Auswertung von Interviews mit jungen Mädchen und ihren Müttern, die von Studentinnen im Rahmen eines studienbegleitenden Forschungsprojektes durchgeführt wurden.

Vergleicht man die Schilderungen von Müttern und Töchtern über ihre erste Menstruation und die sich anschließenden Entwicklungen, so hat sich zugleich sehr viel und sehr wenig verändert. Verändert hat sich die Informiertheit über Menstruation und die mit ihr verbundenen körperlichen Prozesse. Relativ wenig verändert hat sich an der insgesamt negativen Bewertung der Menstruation durch junge Frauen.

Für die meisten der jungen Mädchen ist die erste Menstruation kein „Schock“ mehr - ein Erleben, das in der Müttergeneration noch häufig war, im Gegenteil: viele der Mädchen schildern ihre erste Menstruation als mit Freude und Stolz verbunden. Freude und Stolz beziehen sich auf das Gefühl, durch die erste Menstruation „dazu zu gehören“, „kein Kind mehr zu sein“, „Frau zu werden“. Auffallend ist jedoch, daß Freude und Stolz über die Menstruation auf das „erste Mal“ beschränkt bleiben, daß alle befragten Mädchen berichten, daß sie zum Zeitpunkt des Interviews mit der Menstruation überwiegend Negatives verbinden. Sie wird als „nervig“ und „lästig“ empfunden und ist von körperlichen und psychischen Beschwerden begleitet: von Bauch- oder Kopfschmerzen und als negativ empfundenen Stimmungen wie schlechter Laune, großer Verletzlichkeit, Geiztheit und Aggressivität. Diese Unannehmlichkeiten setzten bei den Mädchen, die zunächst von Freude und Stolz berichteten, mit dem zweiten Mal des Menstruierens ein.

Was ist geschehen nach den ersten euphorischen Gefühlen, der ersten Aufbruchstimmung? Was tut weh, macht aggressiv und schlechte Laune? Ist es nur die unvermeidbare Konfrontation der Hoffnungen auf ein jetzt ganz anderes Leben mit der Realität, daß der Alltag einfach so weitergeht wie bisher? Oder ist es auch die Erfahrung, daß das, was die Mädchen ihrer eigenen Aussage nach „zur Frau“ macht, in ihrer Umgebung dann doch gar nicht so „toll“ gefunden wird?



... wird zu einem wichtigen Element des Selbstbewußtseins, zugleich aber ist dieser Aspekt der Identität besonders labil und anfällig für Verunsicherungen.

Alle befragten Mädchen schildern, daß die Mutter die erste Person war, der sie vom Einsetzen der Menstruation berichtet haben. Die Reaktion der Mütter wird dabei oft wie eine „Bremse“ für die Freude und den Stolz der Mädchen dargestellt. Viele Mädchen schildern, daß Hygienefragen im Gespräch mit der Mutter im Vordergrund standen: „Daß ich jetzt eben Binden benutzen muß, und hat mir dann welche gegeben.“ In der Wahrnehmung der Töchter stehen die Mütter hier für ein Realitätsprinzip, in dem die an die erste Menstruation gebundenen Aufbruchphantasien wenig Raum haben, in dem das Fließen des Blutes zu einem Hygieneproblem und damit zu etwas zu Verbergendem wird.

Ruth Waldeck beschreibt das Dilemma, vor dem adoleszente Mädchen stehen: „Denn auch wenn ein Mädchen noch so ausführlich und einfühlsam auf den Eintritt der Menarche vorbereitet ist, wenn es sich auch noch so sehr darauf gefreut hat, ist es nun einem Widerspruch von Wunsch und Verbot ausgesetzt. Jede andere Leistung, jeden anderen Erfolg darf sie zeigen, die Binde aber hat zu verschwinden. Die kulturelle Norm, wie sie Tampon- und Bindenwerbung vorstellt, heißt: Die Frau soll wirken wie an jedem anderen Tag, es soll nichts sichtbar, schon gar nicht riechbar sein.“

So stehen die Reaktionen der Mütter für einen gesellschaftlich nahegelegten Umgang mit Menstruation. Die Tatsache des Menstruierens ist zwar aus dem Privaten, Verschwiegenen hervorgeholt worden in die Öffentlichkeit, weiterhin tabuisiert sind jedoch die Gefühle, die mit der Menstruation verbunden sind. Psychoanalytische Studien zur weiblichen Adoleszenz zeigen, daß für junge Mädchen der Beginn der Menstruation eng verbunden ist mit der Entfaltung sexueller Wünsche und Phantasien. Die Menstruation löst erregende und lustvolle Empfindungen aus, die inneren und äußeren Geschlechtsorgane werden sinnlich erlebbar. Katherine Dalsimer weist an Hand einer Interpretation des Tagebuchs von Anne Frank sehr eindrücklich die Nähe der ersten Menstruation zu selbstbezogenen und homoerotischen Wünschen auf: „In Annes Tagebuch ist der Beginn der Menstruation mit den ersten Regungen sexueller Gefühle verbunden. Nachdem sie „Kitty“, ihrem Tagebuch, mitgeteilt hat, daß sie nun

menstruiert, beschreibt Anne ihren Wunsch, ihre eigenen Brüste und die einer Freundin zu berühren.“ Zugleich entfalten sich auch auf das andere Geschlecht bezogene Phantasien: „Am selben Tag noch, dem Tag also, an dem Anne über ihre sexuellen Sehnsüchte berichtet, fand sie einen Vorwand, um mit Peter alleine zusammen zu sein.“ Durch die enge Verbindung von erster Menstruation und Sexualität enthalten die an die Menstruation geknüpften Bewertungen zugleich immer auch latente Botschaften über ein lustvolles Verhältnis zum eigenen Körper. Die Reduzierung der Menstruation auf ein Hygieneproblem, die gesellschaftlich nahegelegt und von Müttern oft vermittelt wird, bedeutet dann: Kümmere dich nicht um deine Lust, die du spürst. Sie ist etwas unsauberes und du bringst sie am besten zum Verschwinden. Eine wesentliche latente Funktion der Reduzierung von Menstruation auf ein Hygieneproblem besteht in einer solchen Tabuisierung sexueller Lust - einer Lust, die zunächst den eigenen Körper, das eigene Geschlecht zum Zentrum hat und Ausgangspunkt sein könnte für ein eigenes „weibliches Begehren“, für eine den eigenen Empfindungen, Wünschen und Phantasien folgende Aneignung des Körpers und der Sexualität. Menstruationsbeschwerden können dann verstanden werden als Konversion von sexueller Lust in Schmerzen - Schmerzen, die auch Symbol sind für einen verhinderten Bezug zur weiblichen Körperlichkeit.

Ohne ein positives Verhältnis zum eigenen Körper bleibt das Selbstbewußtsein fragil: Durch die gesellschaftlich verankerte negative Bewertung der Menstruation wird es Mädchen in der Adoleszenz schwer gemacht, die durch die körperlichen Veränderungen und damit verbundenen Verunsicherungen ausgelösten Prozesse weiterzuführen in die Entwicklung eines im Körper verankerten Selbstbewußtseins als Frau.

Kulturelle Bilder von weiblicher Attraktivität

Ein wesentliches Element der gesellschaftlichen Bestimmungen von Weiblichkeit, mit der adoleszente Mädchen konfrontiert wer-

den, ist körperliche Attraktivität, ist weibliche „Schönheit“. Empirische Studien - sowohl aus dem angloamerikanischen als auch dem deutschsprachigen Raum - zeigen, daß Mädchen in weitaus stärkerem Maße als Jungen beeinflusst sind von gesellschaftlichen Schönheitsnormen. Ihre Selbsteinschätzung und ihr Selbstbewußtsein hängen entscheidend ab von ihrem Körpergefühl, zugleich ist dieses Körpergefühl aber häufig gekennzeichnet durch eine große Unsicherheit über das eigene Aussehen, durch Unbehagen und Unzufriedenheit, sowie eine starke Angst, bestimmten als maßgeblich angesehenen Vorstellungen von Schönheit nicht genügen zu können. In diesen Vorstellungen von Schönheit ist ihre Nichterfüllbarkeit immer schon angelegt, sie scheint zentraler Bestandteil dieser Normen zu sein. Das wird besonders deutlich am Körpergewicht. So stellen Jürgen Baur und Wolf Dietrich Miethling in ihrer Studie über Körperkonzepte von Jugendlichen fest, daß „das Körperidealbild der Mädchen das einer untergewichtigen Figur ist, während Jungen normalgewichtige Figuren bevorzugen. Da der größte Teil der weiblichen Jugendlichen (ca. 80 %) diesem Idealbild nicht entspricht, wird diese Diskrepanz für sie zum Problem.“

Nicht nur bezogen auf das Körpergewicht sind die Maßstäbe von „Schönheit“ für die Mehrzahl der Mädchen weit entfernt von ihrer körperlichen Realität, sondern ebenso hinsichtlich anderer Aspekte des Aussehens. Sehr anschaulich hat das Frigga Haug durch „Erinnerungsarbeit“ in einer Gruppe mit Studentinnen, durch die Wiederbelebung eigener früherer Erfahrungen in einer Frauengruppe also, zeigen können. Kennzeichnend für viele Erinnerungen, die insbesondere aus der Pubertät stammten, war das Gefühl, daß der Körper immer „falsch“ ist, daß irgendwo immer etwas „nicht in Ordnung“ ist. Dieses Grundgefühl des Nichtgenügens stellten die Frauen auch gegenwärtig noch bei sich selbst fest. Sie kommen für sich zu dem Ergebnis: „Die Unerreichbarkeit der Maßstäbe macht ihre Wirksamkeit aus. Sie ist die Grundlage für die lebenslange Sorge der Frauen um ihren Körper“.

Ästhetisierung des Körpers

Junge Mädchen stehen in der Adoleszenz also vor einem besonderen Dilemma: Der Körper wird für sie zum zentralen Ort des Selbsterlebens, körperliche Attraktivität wird zu einem wichtigen Element des Selbstbewußtseins, zugleich aber ist gerade dieser Aspekt der Identität besonders labil und anfällig für Verunsicherungen. In diesem Rahmen gewinnen die Blicke der Männer eine besondere Bedeutung: Wenn es kein eigenes Gefühl für den Wert des Körpers gibt und das gesellschaftlich vorgegebene Schönheitsideal ein prinzipiell unerreichbares ist, kann weibliches Selbstgefühl in starkem Maße abhängig werden von Bestätigungen durch Männer. Die Soziologin Cornelia Helfferich stellt in ihrer Studie über Körperkonzepte Jugendlicher fest, daß ein auf körperlicher Attraktivität beruhendes Bild von Weiblichkeit besondere Bedeutung hat für die Identität von Mädchen mit sehr eingeschränkten beruflichen Perspektiven, insbesondere also junge Frauen ohne Schul- oder mit Hauptschulabschluß. Bei diesen Mädchen kann die „Ästhetisierung des Körpers und seine Herrichtung zur Präsentation zur Chiffre für persönliche Macht werden, ein Motiv, das umso bedeutsamer ist, als Mädchen andere Strategien, Macht auszuüben, wie zum Beispiel über Kraft oder Erfolg, verstellen sind.“

Mädchen mit einer besseren schulischen Ausbildung sind demgegenüber in einer anderen Situation. Sachbezogene Leistungen und Kompetenzen sowie berufliche Planungen und Perspektiven nehmen einen größeren Raum in ihrem Selbstbild ein. Aber auch für sie bleibt ein Problem bestehen: Berufliche Kompetenzen und Erfolge sind nicht Elemente der gesellschaftlichen Definition einer positiv bewerteten Weiblichkeit, im besten Falle widersprechen sie ihr nicht. Margaret Hennig und Anne Jardim beschreiben in ihrer Studie über

die lebensgeschichtlichen Erfahrungen von Frauen, die in leitenden Managementpositionen tätig sind, die Probleme, die die Pubertät für diese Frauen bedeutet hat: „Für Mädchen, besonders für die leistungsorientierten, bringt die Pubertät oft eine traumatische Verschiebung in der Definition der Tüchtigkeit mit sich. Erfolgreich ist das Mädchen ..., das am meisten begehrt wird. Für Jungen bleibt Tüchtigkeit, was sie immer gewesen ist: objektive Leistung, Erfolg bei dem, was man anpackt. Gewiß ist es nützlich, gut auszusehen und beliebt zu sein, aber wenn das nicht der Fall ist, wird die Tüchtigkeit trösten.“

Damit ist auf subtile Weise eine Abhängigkeit von männlichen Bestätigungen auch für Mädchen mit vergleichsweise guten beruflichen Perspektiven vorgegeben: Ein Kern ihrer Identität - ihre Weiblichkeit - ist stark gebunden an gesellschaftlich vorgegebene Ideale von Schönheit und Attraktivität, eigene sachbezogene Leistungen und Erfolge können nicht beitragen zur Stärkung dieser Seite der Persönlichkeit. So scheint es auch bei in der Schule oder im Beruf erfolgreichen Mädchen und jungen Frauen so etwas wie eine Unterströmung zu geben, die sie Bestätigung auf einer anderen Ebene suchen läßt: auf der der Attraktivität als Frau, die sich stark über Körperlichkeit, über „Schönheit“ und das Begehrtwerden durch Männer herstellt.

Für junge Mädchen können sich andere Erfahrungs- und Entwicklungsmöglichkeiten eröffnen über die gesellschaftliche Institutionalisierung von Räumen, in denen sie sich ihren Körper den eigenen Phantasien und Gefühlen folgend aneignen können, in denen sie die Möglichkeit haben, sich über Erfahrungen, Ängste, Wünsche, Hoffnungen und Enttäuschungen auszutauschen und auf diese Weise eine kritische Distanz zu herrschenden Normen zu entwickeln. Diese Räume für Mädchen können überall da entstehen, wo Frauen mit Jugendlichen arbeiten: zum Beispiel in Jugendzentren, Mädchentreffs und Schulen. Mädchen solche Räume zu eröffnen, kann für Frauen mit wichtigen eigenen Lernprozessen verbunden sein: Denn die Auseinandersetzung mit Mädchen in der Adoleszenz konfrontiert zugleich mit eigenen Vorstellungen von Schönheit und attraktiver Weiblichkeit, mit dem eigenen Verhältnis zu Körperlichkeit und Sexualität und der entsprechenden Verletzbarkeit. So kann die Auseinandersetzung mit Mädchen in der Adoleszenz auch Anreiz sein für die Neudefinition eigener Weiblichkeitsvorstellungen und für eine Neubestimmung von Weiblichkeit durch Frauen: einer Weiblichkeit, in der ein positives Verhältnis zur eigenen Körperlichkeit ebenso Raum hat wie sachbezogene Kompetenzen und aktive, nach außen gewandte Seiten.

Die Autorin



sätze für Entwicklungsprozesse weiblicher Identitäten, berufs- und bildungssoziologische Aspekte des Geschlechterverhältnisses, psychoanalytisch-hermeneutische Methoden der Interviewinterpretation.

Prof. Dr. Karin Flaake wurde 1994 auf die neu geschaffene Professur für Soziologie mit dem Schwerpunkt Frauenforschung an die Universität Oldenburg berufen. Nach dem Soziologiestudium in Frankfurt war sie ab 1972 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Soziologischen Seminar in Göttingen und dann am Institut für Sozialforschung in Frankfurt/M. Nach ihrer Habilitation 1991 ging sie als Hochschullehrerin für feministische Wissenschaft an die FU Berlin. Ihre Arbeitsschwerpunkte: Psychoanalytisch-sozialpsychologische Erklärungsansätze für Entwicklungsprozesse weiblicher Identitäten, berufs- und bildungssoziologische Aspekte des Geschlechterverhältnisses, psychoanalytisch-hermeneutische Methoden der Interviewinterpretation.

DER OLDENBURGER SACHSENSPIEGEL

Der alte Spiegel

Die Bilderhandschrift erscheint im Mai '95 als wertvolles Faksimile.

Einmalige, numerierte, auf 480 Exemplare limitierte Auflage.

Inklusive Dokumentation, Textband und Kommentarband zum Subskriptionspreis von 2.880,- DM. Späterer Ladenpreis 3.740,- DM.

Informieren Sie sich in unserer Schatzkammer.

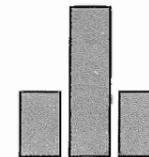


BUCH BRÄDER

Oldenburg, Haarenstraße 8
Telefon (0441) 15645 und 25502

TRAGETASCHEN
aus Papier
Baumwolle
Kunststoff
OFFICINA
0441 - 77 60 60
Fax 77 60 65
POSTHALTERWEG 1 B • 26129 OL

Unilab
Labormöbel



MSG
Laborschranke

JÜRGENS LABORBAU

- Zukunft Gestalten!

Laboreinrichtungen für Lehre, Forschung und Industrie

Jürgens Laborbau GmbH
Heerenholz 17 Postfach 45 02 08
28307 Bremen 28296 Bremen
Tel.: 0421 / 43 84 0-0 Fax: 0421 / 43 84 0-33

versicherungen
geldanlagen
finanzierungen
immobilien

hier werden frauen
von frauen beraten
buchtstraße 14
26122 oldenburg
telefon 04 41 - 50 49 29
telefax 04 41 - 50 52 83

bürogemeinschaft
rita korn

sicher ist sicher!



Jeden Mittwoch 19.10 - 20.00 Uhr

CampusRadio*

Eine Magazinsendung bei Radio Bremen
aus den Universitäten Oldenburg und Bremen

Radio Bremen 2 88,3 (Kabel: 91,7)

*für Insider und Voyeure

„Mein Mann hat das Sagen, aber ich mach', was ich will“

von Ilse Dröge-Modelmog

In einer empirisch-qualitativen Studie über „Kultur und Gegenkultur von Bäuerinnen in Mehr-Generationen-Familien im Ammerland“ wurden 17 Frauen befragt. Am Beispiel von Arbeit, Körperlichkeit, Essen und Natur wird versucht, kulturellen Wandel aufzuzeigen. Dabei interessiert auch die Frage nach bewusster Grenzüberschreitung traditioneller Normen als Ansatz für Gegenkultur.



„In meinem Garten blüht eine Sonnenblume. Ich habe sie selbst gepflanzt. Manchmal sitzt ein Vogel darauf und singt. Das ist Glück für mich.“

Bäuerin, 1992

(Foto aus den 50er Jahren)



Immanuel Kant

„Der, welcher einsam ... die schöne Gestalt einer wilden Blume, eines Vogels, eines Insekts usw. betrachtet, um sie zu bewundern, zu lieben ... nimmt ein unmittelbares und zwar intellektuelles Interesse an der Schönheit der Natur.“

Immanuel Kant, 1790

Kultur von Bäuerinnen besteht nicht, so eine aus dem empirischen Stoff gewonnene Hauptthese, in ihrer Traditionsorientierung, sondern eher in der bewußten Kontrastierung und Grenzziehung gegenüber der sich inzwischen auch auf dem Land ausbreitenden Stadtkultur als Lebensstil. Obwohl eine Angleichung stattgefunden hat, beziehen sich die Bäuerinnen auf ein Selbstverständnis, das sich in ihrer kulturellen und gegenkulturellen Orientierung von der lauten, plakativen, „unpersönlichen“ Stadtkultur absetzen will. Sie genießen, ihren eigenen Worten nach, ohne Nachteile zu verschleiern, die Vorzüge des Landlebens. Vor allem die Jüngeren haben ihren Beruf als Bäuerinnen ganz bewußt gewählt: „Sollte ich etwa einen Juwelier in der Stadt heiraten, um mein ganzes Leben lang Diamanten zu verkaufen?“ „Ich sollte Lehrerin werden. Ich wollte aber keine vertrocknete Jungfrau werden.“

In einer empirisch-qualitativen Studie über „Kultur und Gegenkultur von Bäuerinnen in Mehr-Generationen-Familien im Ammerland“, vom Niedersächsischen Ministerium für Wissenschaft und Kultur finanziell unterstützt, wurden 17 Frauen befragt. Auf ihren Höfen in angrenzenden Dörfern leben meistens drei Generationen „unter einem Dach“. Einige der älteren Frauen haben sich aufs Altenteil zurückgezogen, nur vereinzelt sind sie durch größere Entfernungen getrennt. Die älteste der Befragten ist 1910 geboren, die jüngste, die Tochter einer Bäuerin, ist zum Zeitpunkt des Interviews 16 Jahre alt. Die Frauen der mittleren und jüngeren Generation leben mit dem Ehemann zusammen und haben zwei bis vier Kinder, die Älteren haben drei bis fünf Kinder. Die meisten der Frauen kommen bereits von einem Bauernhof.

Die Höfe, auf denen die Frauen leben, sind, falls es sich um Futterbau- und Grünlandbetriebe handelt, etwa um 100 ha groß. Wird Viehwirtschaft betrieben, liegt die Anzahl des Viehbestandes bei 50-80 Tieren. Manche Betriebe sind auf Mischwirtschaft eingestellt.

Im Vordergrund des wissenschaftlichen Interesses stand nicht alleine der Alltag der Frauen und sein Wandel über die Generationen hinweg, sondern sie wurden auf Widersprüche und Brüche in ihrem Leben befragt. Aufgezeigt werden sollten Versuche, aus engen Klischees, aus dem Geschlechtszirkel auszubrechen. *Gegenkultur* setzt mithin dort an, wo durch eigenen Gestaltungswillen Grenzüberschreitungen von Normen vorgenommen werden, wo bewußt, spontan und reflexiv, dem Handeln eine andere Richtung gegeben wird. Sich anders zu verhalten, als von ihnen erwartet wird, heißt für die Frauen freilich nicht, ihre täglichen Pflichten und Aufgaben zu vernachlässigen. Aber sie alle äußerten den Wunsch, „darüber hinaus etwas zu wollen“. Sie möchten „Welt erfassen“, begreifen sich auch als „Erkenntnis-suchende“. Das gab Anlaß, in ihrem Denken und Handeln Verbindungen zu philosophischen Weltbildern herzustellen. Bemerkenswert ist, daß besonders Körperlichkeit manchmal noch in mechanistischer Bewegung eingefangen ist: „Meine Hände können nie stillstehen.“ „Wenn ich als Kind mal nichts tat, sagte Mutter: Do mal wat.“ „Ich muß immer in Bewegung sein.“

Fortschrittsschub und Freiheitsverlust?

Über die drei Generationen hinweg ließ sich Kulturwandel darstellen. Er hängt eng mit der Modernisierung in der Landwirtschaft, also der Industrialisierung der ländlichen Produktionsweise zusammen. Allerdings wurde deutlich, daß nicht von Durchindustrialisierung die Rede sein kann. Die Befragten begrüßen den „Fortschritts-



Die Welt der Bäuerin von gestern und heute: Melken mit den Händen in den 50er Jahren und mit der Maschine 1995 - Bäuerinnen entscheiden sich heute bewußt für das Leben in der Landwirtschaft. Obwohl sie stark gefordert werden, verfügen sie über mehr Freizeit als ihre Mütter, deren allein von Arbeit geprägtes Leben ihnen kaum ein Vorbild ist.

schub“, der sich durch Technisierung, Konzentration, Rationalisierung und Spezialisierung der Arbeit grob umschreiben läßt. Er führte zu erheblichen Erleichterungen des Arbeits-Alltags, zu mehr „freier Zeit“. Dennoch stehen die Frauen dieser Entwicklung recht skeptisch gegenüber, weil damit auch „Freiheit verlorengegangen ist“. „Etwas wurde zerstört“, was im nachhinein „kostbar“ erscheint: die größere Unabhängigkeit dem kapitalistischen Markt gegenüber.

Sich heutzutage den harten Marktgesetzen fügen zu müssen, ist von der Befürchtung begleitet, bald nicht mehr konkurrieren zu können. „Zumindest die Kinder werden den Hof nicht mehr halten können.“ Nicht nur sie ergreifen bereits andere Berufe. Im Verlauf der Untersuchung haben einige der Bäuerinnen oder ihre Ehepartner begonnen, sich umzuorientieren. Die Männer bevorzugten technische Berufsbereiche, die Frauen - je nach Schulbildung - den Weiterbildungssektor oder andere „Stadtarbeit“.

Ein diffuses Geschlechtsbild und das Lachen über den Patriarchen

Das Selbstverständnis der Frauen schwankt zwischen Selbstbewußtsein und Bescheidenheit. Sie wissen, daß sie auf den Höfen unentbehrlich sind: „Ohne uns läuft hier gar nichts.“ Die Jüngeren sind nicht bereit, sich dem Ehemann unterzuordnen, auch wenn er häufig „das letzte Wort hat“. Das tradierte Patriarchat läßt sich nurmehr als *stiller Ritus* bezeichnen. „Mein Mann hat das Sagen, aber ich mach, was ich will.“ Manche „amüsieren“ sich über den Patriarchen. „Er ist der Stärkere, aber ich kann genauso viel.“

Kultur oder Gegenkultur von diesen Bäuerinnen zeigen keine Kontinuität. Sie müssen immer wieder neu angeeignet werden. Die Frauen kommen häufig aus anderen Dörfern auf die Höfe der Ehemänner, sie verlassen ihre Familien, wenn sie heiraten. Sie müssen sich mit der Schwiegermutter arrangieren, was nicht einfach ist. „Eine hat immer das Sagen.“ Häufig entbrennt der „Kampf“ und die Eifersucht

um den Ehemann oder Sohn. „Bei unseren Nachbarinnen ist es deswegen sogar zu Handgreiflichkeiten gekommen.“ Die neue Umgebung müssen die jungen Frauen sich erst erschließen. „Nach der Heirat habe ich keine neue Freundin gefunden.“ „Ich bin hier immer eine Fremde geblieben.“ Die Jüngeren finden sich schon leichter in Freundschaftsgruppen zusammen.

Ein anderer Grund der Diskontinuität von Kultur ergibt sich aus dem Verhältnis zur Mutter. Die befragten Bäuerinnen grenzen sich über die Generationen hinweg von der Mutter ab. Sie wollen „nicht so sein wie sie“: „Ich wollte es nicht so schwer haben.“ „Sie mußte immer schwer arbeiten.“ Im Bewußtsein der Töchter konnten sich die Mütter nur wenig um die Kinder kümmern. „Mutter war nie da.“ Diese Vorstellung der *abwesenden Mutter* widerlegt oder ergänzt die These des „abwesenden Vaters“ (A. Mitscherlich), die für die Stadtkultur als typisch gilt.

Die Bäuerinnen vertreten, wahrscheinlich auch deshalb, kein eindeutiges Geschlechtsbild. Es ist eher *diffus* zu nennen. Das heißt, sie erfüllen ihre Aufgaben als Mutter, Hausfrau, Ehefrau, aber sie wollen mehr: „Ich will Freiräume haben.“ „Ich will auch noch anderes machen.“ Deshalb wurden von mir drei Wunschporträts erstellt: von einer Häklerin, einer Treiberin (siehe S. 22), einer Töpferin. Darin kommen Wünsche, Begehren, Träume zum Ausdruck, die ihrem Leben „Sinn geben sollen“: „Im Leben muß auch Schönheit sein.“ Kultur und Gegenkultur wurde an vier verschiedenen Ereignissen eingehender vorgestellt: Arbeit, Körperlichkeit, Essen und Natur. Auf diese Weise sollte der Lebenszusammenhang nachvollziehbar werden. Hier können nur zwei Facetten - Arbeit und Natur - kurz beleuchtet werden.

Arbeit als Last und Lust

Auffällig an der Arbeit der Frauen ist, daß sie sich auf das ganze Haus erstreckt. Es findet keine Trennung von Arbeit und Leben statt. Die Arbeitsteilung ist selbstbestimmt, wenn auch in Absprache

Die Treiberin

Ein realer Lebenstraum

„Wenn alle Positionen und der Verlauf der Veranstaltung bis ins einzelne abgesprochen sind, beginnt die Jagd.“ Es ist jedesmal ein Ereignis. Wenn's losgeht, kribbelt es. Die Hunde werden unruhig und bellen. Man fiebert. Dann geht es raus. Die Spannung ist groß. Man geht durch die Felder und den Wald und schreit: Hossa, Hossa. Oder: Raus hier. Wollt ihr wohl laufen. Man kennt die Tiere ja. Wenn Winter ist, und es ist kalt und hat gefroren, dann spürt man die Wildschweine sofort im Schnee auf. Ich habe ein Gefühl dafür. Wir hinterher. Es dauert nicht lange, dann hat's geknallt und du hörst, wer den Schuß abgegeben hat. Man ist in Schweiß gebadet, die Hunde auch, aber zufrieden. Nun die Frage: Wo liegt er denn? Wird das angeschossene Tier nicht gefunden, ist die Spur also verloren, was vor kommen kann, muß mit einem Schweißhund weiter gesucht werden. Wildschweine sind so zäh, manchmal laufen sie, wenn sie angeschossen sind, noch bis zu siebzehn Metern weit, ehe sie umfallen.“

warm.“ Sie schwärmen: „Ich weiß noch, wie das Heu duftete, die Erde roch. Die Feldfrüchte waren in der Sonne warm, das Korn leuchtete goldgelb.“ Auch wenn Technik die Tätigkeiten auf dem Hof stark verändert hat, betonen alle Frauen, daß sie lieber „draußen“ als „drinnen“ arbeiten. Die Arbeit „draußen“ gibt die Möglichkeit, aus geschlechtlicher Arbeitsteilung auszubrechen. „Draußen fühle ich mich freier.“ „Ich bin gerne draußen. Die Tiere, das Korn, das Heu - das Wachsen und Werden interessiert mich.“ „Ich möchte nicht im Büro oder in der Fabrik sitzen. Draußen fühle ich mich wohl.“ Von den Frauen sind organisatorische Fähigkeiten und Sachkompetenzen gefordert. Einige von ihnen haben eine landwirtschaftliche Ausbildung, andere haben sich selbst „alles beigebracht“. „Vieles hat man von den Eltern übernommen. Wir mußten als Kinder schon viel auf dem Hof arbeiten. Erst als Spiel und dann war es ernst.“ Zwar schätzen sie ihre Tätigkeiten als zweckorientiert „für den Hof“ ein. Dennoch steht für fast alle die „Lebendigkeit der Arbeit“ im Vordergrund. „Die Arbeit macht Freude, ich möchte mit niemand tauschen.“ Die ästhetische Dimension der Arbeit wird als Kontrast zur Agrarindustrie erlebt. Die älteren Bäuerinnen sind in ihrer Jugend viel eindeutiger auf ein Arbeitsethos der „protestantischen Tugenden“ (M. Weber) vorbereitet. In der Region gab es zu Beginn dieses Jahrhunderts bis etwa 1937 eine Wanderhaushaltsschule, von der Gemeinde getragen. In dieser Schule wurden im dreimonatigen Ortswechsel jeweils zehn- bis zwölfwöchige Kurse angeboten. Die jungen Frauen erhielten anschließend ein Zertifikat. Eine der Älteren hat an einem der Kurse erfolgreich teilgenommen. Der Lehrplan war auf geschlechtstypische Arbeiten wie Kochen, Nähen, Putzen ausgerichtet. Aber-eingeübt wurde auch „angemessenes Verhalten“: Sparsamkeit, Fleiß, Ordnungssinn, Sauberkeit, Pünktlichkeit. So hieß es in einem Leitfaden für „Hauswirt-

mit den anderen Familienmitgliedern organisiert. Darin liegt die Chance der Aufhebung geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung. Meistens übernimmt die Schwiegermutter die Arbeit im häuslichen Bereich, während die Jüngere im Haus, Garten, Stall oder auf dem Feld tätig ist. Die Arbeit im Haus und auf dem Hof ist, soweit wie möglich, technisiert. Das hat Vor- und Nachteile. Die Technisierung des Haushaltes wird von allen begrüßt, „sie erleichtert das Leben“. Einige Tätigkeiten, etwa das Schlachten, werden nicht mehr selbst durchgeführt, sondern vom Schlachter erledigt. Das Einmachen, das in letzter Zeit wieder zugenommen hat, ist nach wie vor typische „Handarbeit“. Vor allem die älteren Frauen weisen darauf hin, daß mit der Technisierung der Hofarbeit ein Verlust an Sinnlichkeit einhergeht: „Wer kennt schon noch die Namen der Kühe?“ „Beim Melken waren die Kühe so schön

schaft“ (1913), der auswendig gelernt werden sollte: „Aus Mißmut, aus Verdruß greift der Mann oft zur Schnapsflasche. Jawohl! Würde manche Hausfrau als Mädchen gelernt haben, gut zu kochen und zu wirtschaften, verstände sie es als Gattin ... ihrem Gatten ein angenehmes, trautes Heim zu bereiten und ihn daran zu fesseln, ganz gewiß würden der Trinker viel weniger sein.“

Natur als Gefährdung und Glück

Natur hat nach Meinung der Frauen „zwei Gesichter“. Sie stellt eine Gefährdung dar und kann auch „Glück“ erzeugen. Ihre Gefährdung ergibt sich aus Naturkatastrophen, aus „bedrohlichen Naturkräften“: „Die Natur macht, was sie will.“ Dagegen vermittelt das „Schöne der Natur“ ihren positiven Eigenwert. Muß Natur in ihrem „zerstörerischen Charakter“ beherrscht werden, kann sie in ihrer Schönheit sich entfalten. Die Industrialisierung der Landwirtschaft hat eine „künstliche Natur“ bewirkt. Naturrhythmen wurden weitgehend aufgehoben, was zum Teil als „Freiheit“ erlebt wird. „Man muß aber aufpassen, daß die Natur sich nicht rächt.“ Eingriffe in die Natur sind durch ökonomische Orientierung bestimmt. Die Legitimation dafür wird sogar in die Natur verlegt: „Der Mais duldet kein Unkraut. Es muß weggespritzt werden.“ „Gift kann ich nur mit spitzen Fingern spritzen, aber es muß sein.“

Die Zweiteilung der Natur zeigt sich zudem in der Differenzierung von „öffentlich“ und „privat“. Öffentliche Natur ergibt sich aus ökonomischen Erwägungen. „Man muß ja konkurrieren können.“ „Lieber würden wir anders arbeiten. Aber dann können wir nicht leben.“ Die private Natur geht aus dem Anspruch hervor, für den eigenen Gebrauch „Naturprodukte“ herzustellen. Sie sollen möglichst „rein“ sein. Sich eine solche Aufteilung überhaupt leisten zu können, wird als Statusprivileg bezeichnet: „Der Stadtbevölkerung fehlt ja dafür Grund und Boden.“ Bei dieser Anbauweise kann Natur noch „zur Ruhe kommen“. Sie kann Eigenbewegung entfalten. Dieser Vorgang von bebauen und ruhen lassen (lat.: colere) wirkt auf die Lebensverhältnisse zurück: „Wir bemühen uns, wieder nach den Jahreszeiten zu essen.“

Der Zugang zum Naturschönen regt die Phantasie an. Natur wird zum ästhetischen Genuß, der sogar „heilende Wirkung“ hat. „Wenn es mir schlecht geht, dann gehe ich in meinen Garten.“ „Manchmal muß ich weinen, dann geh ich in den Garten und fühle mich besser.“ Der schönen Natur werden Gefühle und Vertrauen entgegengebracht, es wird versucht, ihre Chiffren zu verstehen. Auf diese Begegnung zwischen Mensch und Natur hat bereits Aristoteles aufmerksam gemacht. Auch er spricht von der „Lesbarkeit“ von Natur.

Die Autorin



Monika Waltenberger und Ester Pinkwart beteiligt.

Prof. Dr. Ilse Dröge-Modelmog ist Hochschullehrerin für Soziologie und lehrt seit 1974 an der Universität. Forschungsschwerpunkte sind Kulturosoziologie und Frauenforschung. Von 1986 - 1988 war sie 1. Vizepräsidentin der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg. Sie ist Mitglied in wissenschaftlichen Kommissionen, z.B. der Dorothea v. Erxleben-Kommission. Zudem ist sie als wissenschaftliche Herausgeberin tätig, u.a. beim LIT-Verlag Münster/Hamburg. - An der oben vorgestellten Untersuchung waren zeitweise die Soziologinnen

Die Universität ist wichtig für Sie! Sie sind wichtig für die Universität!

Wenn Sie Mitglied werden wollen, wenden Sie sich bitte an:
Universitätsgesellschaft Oldenburg e.V.
Postfach 4901, 26039 Oldenburg

Ich/Wir wünsche(n)

- Firmenmitgliedschaft
(Jahresbeitrag mind. 200,-)
- Verbandsmitgliedschaft
(Jahresbeitrag mind. 100,-)
- Einzelmitgliedschaft
(Jahresbeitrag mind. 60,-)

Bitte senden Sie die Unterlagen an:

Name

Firma

Straße

PLZ/Ort

Datum

Unterschrift

Der Aufbau der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg stellt die bedeutendste Infrastrukturmaßnahme der vergangenen 20 Jahre dar. Die Universität, heute einer der größten Arbeitgeber Oldenburgs, ist mit ihrem Forschungs- und Lehrpotential ein Pfeiler für die Zukunft der Region - wirtschaftlich und kulturell.

Die Universitätsgesellschaft ist das Bindeglied zwischen Region und Universität. Sie hilft überall da, wo die Universität allein nicht mehr weiter kann - politisch und materiell.

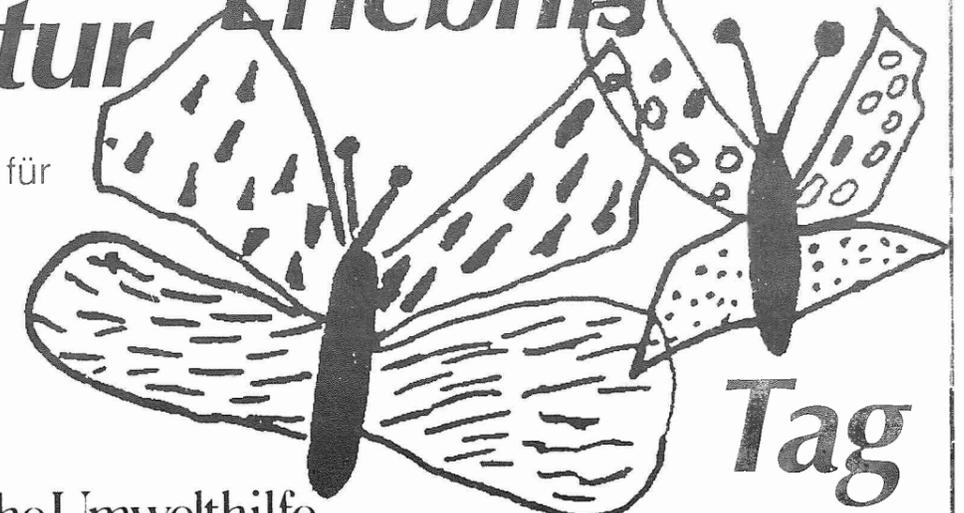
Es gibt viele Gründe, Mitglied bei uns zu werden.

Universitätsgesellschaft Oldenburg e.V.

Ideen und Tips zum

Natur Erlebnis

gibt's in einer
Aktionsmappe für
DM 9,--.



Tag



Deutsche Umwelthilfe
Güttinger Str. 19, 78315 Radolfzell

27. Mai 1995

Frauen um 60

Barbara Fülgraff

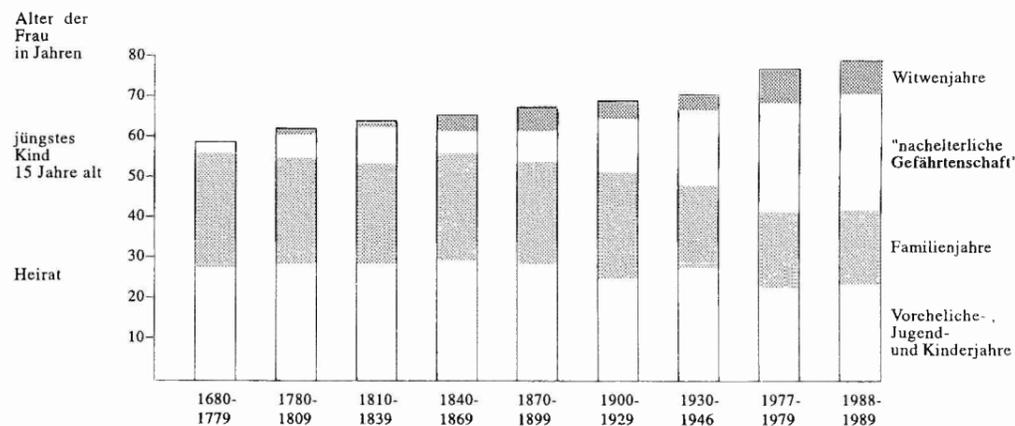
Frauen um 60 leben als Pioniergeneration. Historisch gibt es kaum Vorbilder für die Aufgabe, mit eigenen Entwürfen das Alter zu planen. Darauf reagieren sie unterschiedlich: mit Ängsten oder mit Power, fast immer aber mit ambivalenten Gefühlen und Haltungen. In alltagsorientierten Lernangeboten wurde diese Lebenssituation thematisiert. Damit wurde zugleich eine didaktische Theorie auf ihre Tragfähigkeit überprüft und herausgearbeitet, welche Bedingungen auf Seiten der lernenden und lehrenden Frauen für „geglückte“ Lehr-Lernprozesse zu schaffen sind.

Das Modellprojekt „Frauen um 60“ entstand in konstruktiver und kritischer Zusammenarbeit vieler Frauen. Die Idee wurde bereits 1986 in einem Arbeitskreis des Landesfrauenrates in Niedersachsen entwickelt. Zugrunde lag die Beobachtung, daß der Anteil älterer Frauen an der Gesamtbevölkerung wuchs und daß die Veränderungen ihrer Lebenssituation, ihrer Erwartungen und Bedürfnisse es erforderlich machen würden, dieser Frauengeneration mehr Aufmerksamkeit zukommen zu lassen. Die damalige Landesbeauftragte für Frauenfragen machte dieses Vorhaben zu ihrem und förderte es durch die Bereitstellung von finanziellen Mitteln für drei Modellkurse und für die wissenschaftliche Begleitung. In der ersten Phase des Projektes - 1988/89 - wurden drei Modellseminare entwickelt, durchgeführt und wissenschaftlich begleitet. Die Ergebnisse wurden als „Handreichung“ veröffentlicht (Fülgraff, B. und A. Caspers, 1989). In der zweiten Phase des Projektes - 1989/90 - lag der Akzent auf der Beratung und Begleitung von Einrichtungen (die nach den Modellen arbeiteten), in der Entwicklung geeigneter Öffentlichkeitsarbeit und der Fortbildung von Dozentinnen bzw. Seminarbegleiterinnen .

Das Bedürfnis nach Orientierung und Motivierung

Für Frauen um 60 bedeutet Altern eine Aufgabe und eine geistige Herausforderung. Viele von ihnen haben die einschneidenden und schmerzlichen Ereignisse des körperlichen Älterwerdens samt seiner

seelischen und gesellschaftlichen Begleiterscheinungen gerade bestanden. Sie sind daraus mit neuer Kraft hervorgegangen oder haben neue Verletzungen erfahren, deren Ursachen ihnen nur teilweise durchschaubar sind. Mit 60 Jahren haben Frauen ihre traditionellen Rollen abgeschlossen. Für viele von ihnen endet - gewollt oder ungewollt - die Rolle der Mutter wie auch die Rolle der Geliebten. Und wenn sie berufstätig waren, für viele dieser Generation bereits eine vertraute Rolle, nähert sich auch der Zeitpunkt, zu dem sie aus ihrem Beruf ausscheiden. Was also bleibt, fragen sich viele? Es bleiben nach statistischer Wahrscheinlichkeit noch einmal 15 - 20 Jahre. Es bleibt ein Viertel ihres Lebens, Jahre, die mit Leben erst noch gefüllt werden müssen. Dafür gibt es kaum Vorbilder. Historisch hat noch keine Frauengeneration vor dieser Situation gestanden, sich selbst eine Lebensaufgabe zu suchen und zu schaffen; aber auch keine Frauengeneration zuvor hat diese Chance gehabt. Von vielen Frauen - von den aktiven und öffentlich tätigen übrigens ebenso wie von den zurückgezogenen und resignierenden - wird diese Lebenslage als ambivalent, als voller Spannungen und Widersprüche erlebt. Sie erfahren, daß zwischen ihren eigenen Bedürfnissen und Wünschen und gesellschaftlich und institutionell vorgegebenen Handlungsmustern keine oder zu wenig Übereinstimmung besteht. Ihre Produktivität und ihre gesellschaftliche Nützlichkeit waren eng an Rollen gebunden, aus denen sie entlassen werden. Je stärker sie sich damit identifiziert hatten, je intensiver sie ihre eigene Identität daraus gespeist haben, desto eher wird der Wechsel als krisenhaft und gefährdend erlebt.



Zum ersten Mal haben in den modernen Industriegesellschaften viele Frauen die Chance, das letzte Viertel ihres zu erwartenden Lebens selbständig zu planen und zu entwerfen: Gasthörerinnen in der Universität Oldenburg.

Neue Ziele gewinnen wir in der Regel nicht dadurch, daß wir alles bisherige über den Haufen werfen; vielmehr suchen wir nach Variationen bisheriger Handlungsmuster. Es ist deshalb wichtig, eben diese bisherigen Handlungsmuster zu verstehen und die körperlichen, geistigen, seelischen und sozialen Fähigkeiten, die wir haben, zu überprüfen und ggf. verschüttete wieder hervorzuholen, vernachlässigte zu aktivieren. Es kommt also darauf an, Bestandsaufnahme zu machen und die eigenen Bedürfnisse zu erkennen. Diesen Teil haben wir in unserem Projekt Orientierung genannt. Mit dem Erkennen allein ist es nicht getan. Bedürfnisse müssen nicht nur ausgedrückt, sie müssen auch durchgesetzt werden, wenn sich aus ihnen verändertes Handeln und Neuorientierung ergeben soll. Ihre Sozialisation hat Frauen meistens nicht dazu befähigt, widerspruchsvoll und widerstandsfähig zu sein. Wir erfahren dieses Faktum vielfältig am eigenen Leibe, und nicht erst, wenn wir 60 Jahre alt sind. Wir können aber auch beobachten, daß die Fähigkeit, sich durchzusetzen und selbstbewußt zu leben, unter günstigen Umständen in jeder Altersphase entwickelt und bestärkt werden kann. Hier sehen wir die Möglichkeit zur Motivierung. Daraus ergaben sich die Ziele der Modellseminare.

Einige Ergebnisse und Empfehlungen

In der Modellphase haben wir drei unterschiedliche Seminartypen erprobt. Sie unterschieden sich hinsichtlich der zeitlichen Struktur, der Lernorte und der spezifischen Inhalte. Allen Seminaren gemein-

sam war eine intensive Vorbereitungszeit, eine Gesamtdauer von 50 Unterrichtsstunden und - ein wesentlicher Bestandteil - begleitende bzw. anschließende Erkundungen in kulturellen, sozialen, pädagogischen oder politischen Einrichtungen. Dadurch sollte vor allem die Möglichkeit eröffnet werden, theoretisch reflektierte Inhalte zu erproben, neue Aufgaben- und Tätigkeitsfelder kennenzulernen. Dahinter stand die Erwartung, daß falsche oder realitätsfremde Vorstellungen korrigiert werden können, und erst das Handeln der Prüfstein für die Wirkungen einer Lernanstrengung ist. An den drei Modellkursen haben insgesamt 66 Frauen teilgenommen. Das Angebot sprach die gemeinte Altersgruppe an, reichte aber relativ weit zurück bis zu den 50jährigen und erreichte auf der anderen Seite Frauen, die bereits hoch in den 60ern waren. Die Teilnehmerinnen kamen im weitesten Sinne aus den mittleren sozialen Schichten; sie hatten mittlere Schulabschlüsse und in der Regel qualifizierte Berufsausbildungen. Da sie durch die Frauenverbände zur Teilnahme ermuntert worden waren, war es nicht verwunderlich, daß der Anteil der außerhäuslich aktiven Frauen relativ hoch war. Andererseits hatte ein Drittel der Frauen bisher noch niemals an einer Veranstaltung der Erwachsenenbildung teilgenommen. Aus den Beobachtungen während der Begleitforschung und aus vielen Gesprächen läßt sich schließen, daß auch aktive Frauen immer noch auf der Suche nach Modellen für ihre gegenwärtige Lebenssituation sind und somit potentielle Adressatinnen solcher Lernangebote sein können. Das Problem sozialer Selektivität relativiert sich angesichts gemeinsamer biographischer Problemlagen. Da die Lebenssituation, der Alltag der Teilnehmerinnen und ihre Erfahrungen im Mittelpunkt der Seminare standen, konzentrierten sich

die Inhalte zunächst auf eine Bestandsaufnahme anhand von Fragen wie: Wer bin ich? Wie bin ich das geworden, was ich bin? Was habe ich in meinem Leben für Kompetenzen erworben? Welche schlummern in mir? Wo will ich hin, und was sind meine Möglichkeiten? Mit diesem Zugang versuchten wir, die Perspektiven Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft in das Seminar hineinzuholen. Sie bildeten den Rahmen, in dem einzelne Themenbereiche behandelt wurden. Solange die Lebenslaufperspektive hergestellt bleibt, ist die Wahl einzelner Themen variabel. Sie hängt von der Zusammensetzung der Teilnehmerinnen und von deren Bedürfnissen ab.

Alltagsbezug und Teilnehmerinnenorientierung sollte bedeuten, alle am Lehr-Lernprozeß Beteiligten didaktisch einzubeziehen. Dies ist eine ideale Konzeption; in der Praxis werden planend bereits Vorgaben gemacht. Man kann dabei nicht von vornherein annehmen, daß die Zielvorstellungen von Planerinnen und die Erwartungen von Teilnehmerinnen übereinstimmen. Erwartungskonkordanz und Passung herzustellen, ist eine Aufgabe, die in einem kommunikativen Prozeß zu lösen ist - und zwar dadurch, daß die jeweiligen Motive, Assoziationen, Interpretationen und Deutungen wahrgenommen und aufgegriffen werden. Ziele und Erwartungen jedoch gründen in den biographischen und alltäglichen Erfahrungen der lernenden und der lehrenden Frauen. Sie sind daher vorläufig. Sie sind aber auch - und dies ist in der Literatur und Praxis der Bildungsarbeit kaum berücksichtigt - meist vieldeutig und nicht selten widersprüchlich. Fast durchgängig fanden wir Ambivalenzen bei der Formulierung der subjektiven Ziele: Neben dem Wunsch und dem Bedürfnis nach Selbstvergewisserung, nach stabilem Selbstbewußtsein und gestärktem Selbstwertgefühl, die vielfältig ausgedrückt wurden, fanden sich oft auch zutiefst skeptische Vorbehalte gegenüber den Folgen solcher Veränderungen, z.B. der Verantwortlichkeit, die sich daraus ergeben kann. Abwehr und Tendenzen zur Abwertung eigener Leistungen oder der eigenen Person waren dafür Ausdruck. Es kommt daher darauf an, diese Ambivalenzen selber zum Gegenstand des Lernens zu machen. Denn damit es gelingt, eigene Lebensperspektiven zu entwickeln und durchzusetzen oder auch selbständig Entscheidungen zu treffen, ist es wichtig, widersprüchliche Situationen als Realität zu begreifen. „Wünsche nach Anlehnung widerstreiten mit solchen nach Selbständigkeit, die Erwartungen an Frauen, sich zu fügen, friedfertig zu sein, kollidieren mit anderen, die fordern, sich durchzusetzen. Eigene Wankelmütigkeiten und konträre Verhaltensumutungen aushalten zu können, ohne sich zu früh auf eine Seite zu schlagen, setzen die Bereitschaft zur Auseinandersetzung voraus, das Vermögen, sich darauf einzulassen, daß die meisten Phänomene der Innen- und Außenwelt zweiseitig sind, ein Ja und Nein provozieren“ (Becker-Schmidt, R. u. G.-A. Knapp 1987). Wo Ambivalenzen spürbar werden, gerät Leben in Bewegung, werden Lernprozesse, Veränderungen und neue Orientierungen möglich.

Fähigkeiten und Kompetenzen von Dozentinnen

Dozentinnen antworten auf diese diffusen Anforderungen oftmals mit eigener Unsicherheit. Sie schreiben die erlebten Ambivalenzen dem Alter der Teilnehmerinnen zu und deuten auftretende Mißverständnisse als solche zwischen Generationen. Hingegen scheint das Alter der Dozentinnen für die Teilnehmerinnen weitgehend ohne Bedeutung zu sein. Sie sehen eher „den Menschen“ und seine „Ausstrahlung“. Unsicherheiten oder kritische Distanz im Verhältnis zu einzelnen Dozentinnen korrespondieren mit der Beobachtung, daß diese meist zusammen mit beherrschendem Verhalten der Dozentinnen auftreten. Nicht als solche erkannte altersbezogene Vorbehalte auf beiden Seiten können also Verstehen behindern. Alltags- und erfahrungsbe-

zogene pädagogische Arbeit im generationenübergreifenden Zusammenhang setzt deshalb die Bereitschaft voraus, sich in die biographisch gewordenen Mentalitäten hineinzusetzen, ohne die alters- und generationspezifischen Unterschiede zu verwischen. Verständigungsprobleme tauchten kaum auf, wenn es um Arbeitsformen ging. In der Rolle der Lernorganisatorinnen waren die Dozentinnen durchweg anerkannt. Wenn jedoch Vorgaben der Dozentinnen und Lernerwartungen der Teilnehmerinnen nicht zusammenfanden, wurde dies meist wahrgenommen und kritisch angemerkt. Nachdenklichkeit und Sensibilität führten auf der sachorientierten Beziehungsebene leichter zu Erwartungskonkordanz als auf der personorientierten. Voraussetzung allerdings ist, daß die Transformations- und Kommunikationskompetenz der Dozentinnen es den Teilnehmerinnen ermöglichen, sich als selbstverantwortlich Lernende zu erfahren. Ein Ergebnis dieser Arbeit sehen wir darin, daß für die pädagogische Begleitung von älteren Erwachsenen zusätzliche Fortbildung der Dozentinnen sinnvoll sein könnte. Dementsprechend stellen wir diese Aufgabe in den Mittelpunkt der Fortsetzung des gesamten Projektes im zweiten Jahr (Caspers, A. u. B. Fülgraff 1992).

Schlußbemerkung

Was haben wir gelernt? Bildungsprozesse, vor allem solche mit älteren Erwachsenen und solche mit prozeßorientierten Zielen sind Vorgänge von hoher Komplexität. Dies macht es uns schwierig, Erfolge zu definieren. In Lehr-Lernsituationen soll Wirklichkeit im Miteinander-Handeln vermittelt werden. Wir müssen daher bedenken, daß Wirklichkeit keine konstante Größe ist, sondern je individuell in der lebensgeschichtlichen Auseinandersetzung mit der Umwelt konstruiert wird. Menschen handeln und lernen miteinander auf der Basis von Deutungen. Diese jeweils zu verstehen und zum Gegenstand gemeinsamen Nachdenkens zu machen, beschreibt eine „geglückte“ Lehr-Lernsituation.

Die Teilnehmerinnen an den Modellseminaren haben uns in ihrer konstruktiven und kritischen Mitarbeit Abschied nehmen lassen von den großen didaktischen Entwürfen und uns Bescheidenheit gelehrt. Denn „was (in Seminaren) tatsächlich geschieht, ist weniger pathetisch, dafür eher mühsam, verschämt und manchmal auch beglückend; dann nämlich, wenn das Suchen auf etwas gestoßen ist, was man tatsächlich gesucht hat“ (Tietgens, H. 1986).

Die Autorin



Prof. Dr. Barbara Fülgraff (60), Hochschullehrerin am Institut für Erziehungswissenschaft I, studierte Soziologie, Politische Wissenschaften, Philosophie und Geschichte an den Universitäten Freiburg, FU Berlin und in den USA. Nach der Promotion 1963 in Freiburg wurde sie wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Frankfurt. Damals entstand bereits das Interesse an Altersforschung. Im Dezember 1972 wurde sie auf eine Professur für Sozialwissenschaften mit dem Schwerpunkt Erwachsenenbildung nach Oldenburg berufen. Ihre derzeitige Lehr-, Forschungs- und Weiterbildungstätigkeit konzentriert sich auf gesellschaftliche Bedingungen der Erwachsenenbildung/Weiterbildung. Lernen und Bildung im Erwachsenenalter und soziale Gerontologie.

Prof. Dr. Barbara Fülgraff (60), Hochschullehrerin am Institut für Erziehungswissenschaft I, studierte Soziologie, Politische Wissenschaften, Philosophie und Geschichte an den Universitäten Freiburg, FU Berlin und in den USA. Nach der Promotion 1963 in Freiburg wurde sie wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Frankfurt. Damals entstand bereits das Interesse an Altersforschung. Im Dezember 1972 wurde sie auf eine Professur für Sozialwissenschaften mit dem Schwerpunkt Erwachsenenbildung nach Oldenburg berufen. Ihre derzeitige Lehr-, Forschungs- und Weiterbildungstätigkeit konzentriert sich auf gesellschaftliche Bedingungen der Erwachsenenbildung/Weiterbildung. Lernen und Bildung im Erwachsenenalter und soziale Gerontologie.

Frauen in den Naturwissenschaften

von Luise Berthe-Corti und Irene Pieper-Seier

Historische Frauenforschung, wie sie von uns betrieben wird, hat zum Ziel, den von Frauen erbrachten Anteil an der Entwicklung von Mathematik und Naturwissenschaften aufzuzeigen. Das umfaßt die Suche nach Frauen, die Bedeutendes zur Entwicklung ihres Faches beigetragen haben, die Analyse der Arbeitsbedingungen und des Forschungsansatzes von Wissenschaftlerinnen sowie der Formen der Würdigung, die Frauen zuteil wird.

Vor etwa 15 Jahren begannen die Frauen an den bundesdeutschen Hochschulen, sich verstärkt mit ihrer Rolle als Frau und Wissenschaftlerin auseinanderzusetzen. Damals herrschte die Vorstellung, es habe nur ganz vereinzelt Frauen in Naturwissenschaft, Technik und Mathematik gegeben, sozusagen als Verirrungen der Geschichte oder des Geschlechts - je nach Sichtweise. Lise Meitner und Marie Curie, beides Naturwissenschaftlerinnen zu Beginn unseres Jahrhunderts, waren bekannt, aber genügend biographisches oder wissenschaftliches Material, um Bücher mit den Beiträgen von Frauen zur Entwicklung von Naturwissenschaft, Technik und Mathematik zu füllen, war nicht vorhanden.

Inzwischen gibt es eine Vielzahl von Veröffentlichungen, meist biographischer Art, über Frauen, die aktiv an der Entwicklung von Naturwissenschaft, Technik und Mathematik beteiligt waren. Dagegen sind in den 'anerkannten' Büchern über die Geschichte von Naturwissenschaften, Technik und Mathematik nach wie vor nur vereinzelt Frauen zu finden.

Gleichzeitig erscheint eine genauere Kenntnis der Aktivität von Frauen in der Geschichte notwendiger denn je. Die Diskussion um das zerstörerische Potential und den patriarchalen Inhalt von Naturwissenschaft und Technik und um die Beteiligung der Mathematik an dieser Entwicklung macht eine Auseinandersetzung mit den Frauen im Wissenschaftsbetrieb unumgänglich. Darüber hinaus ist die Kenntnis von Frauen in der Geschichte des eigenen Faches dringend erforderlich, um Identifikationsmöglichkeiten für studierende und lehrende Frauen zu schaffen. Sie ist wesentliche Grundlage für die kritische Auseinandersetzung mit Fachinhalten.

Mathematik und Biologie zwei Extreme der exakten Wissenschaften

Mathematik beruft sich auf eine lange Tradition als Wissenschaft. Ihr eigentlicher Beginn wird mit Euklid angesetzt, also mit dem 4. vorchristlichen Jahrhundert. Inzwischen hat die Mathematik zwar einige Krisen durchgemacht, die vor allem das Verhältnis zur Realität und den Wahrheitsbegriff betrafen. Aber für die innere Ordnung einer mathematischen Theorie gilt nach wie vor, daß sie nach Euklids Vorbild aufgebaut sein soll, d.h. aus wenigen Grundaussagen systematisch aufgebaut wird. Ein Theorem wird nur dann als wahr anerkannt, wenn der Beweis aus den angenommenen Voraussetzungen logisch einwandfrei abgeleitet und von anderen nachvollziehbar ist.

Die ursprünglichen Quellen der Mathematik waren zweifellos Erkenntnisse, die heute zur Elementarmathematik gerechnet werden und zur Geometrie, Zahlentheorie und Algebra Anlaß gaben. Dieses Wis-



Nur wenige Naturforscherinnen wie Hildegard von Bingen (links) und Maria Sibylla Merian (rechts) werden in der wissenschafts-historischen Literatur über den Zeitraum bis zum 17. Jahrhundert berücksichtigt. Merian unternahm bereits 100 Jahre vor Humboldt eine Forschungsreise nach Südamerika, um im Dschungel von Surinam Pflanzen und Insekten zu beobachten und zu zeichnen - wie die Banane.



sen ist in den frühen Kulturen ganz wesentlich zur Herrschaftsausübung, z.B. zur Berechnung von Steuern und von Kalendern benutzt worden. Es war das Amt von Priestern oder Beamten, solches Wissen anwenden zu können. Frauen hatten nur dann, wenn sie selbst zur Machtelite gehörten, Zugang dazu.

Biologie ist im Vergleich zur Mathematik eine recht junge Wissenschaft, deren Erkenntnisinteresse sich heute von den molekularbiologisch/biochemischen Grundlagen einzelner Zellfunktionen bis zur Systematik und Taxonomie auf der Basis evolutionstheoretischer Grundlagen erstreckt.

Biologie wird von den meisten Wissenschaftshistorikerinnen mit Beginn des 19. Jh. angesetzt. Sie bezieht ihre Wurzeln aus einer Reihe sehr unterschiedlicher Disziplinen. Neben der Naturphilosophie sind dies vor allem Medizin und Anatomie, die Kenntnis von Heil- und Betäubungspflanzen. Bis in die Renaissance hinein haben Frauen im Gesundheitswesen (z.B. Kräuterkunde und Hebammenberuf), ebenso über die tägliche Reproduktion (Gartenbau und Kochkunst), einen erheblichen Beitrag zu dem System geleistet, das heute Biologie genannt wird. In der wissenschaftshistorischen Literatur schlägt sich

dieser Beitrag nicht angemessen nieder. So werden z.B. für den Zeitraum bis zur Renaissance meist nur Hildegard von Bingen (1098-1179), Äbtissin des Klosters Rupertsberg bei Bingen, und Maria Sibylla Merian (1647-1717) genannt.

Trotz dieser Unterschiede sind für die Beteiligung am Wissenschaftsbetrieb zwei für beide Fächer gleichsam wirksame Faktoren entscheidend. Das notwendige Grundwissen zur wissenschaftlichen Arbeit kann Mann oder Frau nicht mehr als Autodidakt/in erreichen. Eine institutionalisierte Ausbildung ist unumgänglich. Von den neuzeitlichen Institutionen der Wissenschaft wie von den höheren Bildungseinrichtungen waren Frauen bis zu Beginn unseres Jahrhunderts aber ausgeschlossen. In Preußen beispielsweise wurde den Frauen erst 1908 der Zugang zu den Hochschulen erlaubt. Die Hindernisse, die Frauen zu überwinden hatten, um die Grundlagen für ein Studium und die Zulassung zum Studium zu erreichen, waren dieselben, gleichgültig ob sie sich für Mathematik oder Biologie interessierten. Heute sind etwa 50% der Studierenden in der Biologie und 35% der Studierenden in der Mathematik Frauen.

Die Naturwissenschaften, Technik und Mathematik sind in Institutionen organisiert, deren Mitglieder in der Mehrzahl Männer sind. Sie entscheiden wesentlich über die Anerkennung im Fach.

Elisabeth Schiemann

In den 70er Jahren stellte sich einerseits die Frage, wie es kommt, daß sich so wenig Frauen mit Naturwissenschaften, Technik oder Mathematik befassen, andererseits wurden auch Zweifel laut, ob es tatsächlich nur die wenigen in der jeweiligen Fachgeschichte genannten Frauen gibt.

Intensive biographische Forschungen, die wir zusammen mit Studentinnen betrieben, führten zur Erarbeitung mehrerer Biographien von bis dahin nicht bekannten Naturwissenschaftlerinnen. Ein Beispiel ist die Biologin Elisabeth Schiemann. Die Wissenschaftlerin wurde am 15. August 1881 in Fellin/Livland geboren. Sie wählte zuerst den für höhere Töchter der damaligen Zeit üblichen Bildungsgang und absolvierte ein Lehrerinnenseminar, bevor sie sich einem Universitätsstudium zuwandte. Schiemann's Arbeiten waren schon im Studium durch Erwin Baur (1875-1933, Botaniker und Genetiker) geprägt, bei dem sie 1912 mit einem Thema zur Genetik von Schimmelpilzen „Über Mutation bei *Aspergillus niger*“ promovierte. Zusätzlich legte sie 1913 noch das Staatsexamen für das höhere Lehramt ab. Schiemann war zu der Zeit vermutlich die einzige Frau an Baur's Institut, später kamen weitere hinzu. Bedingt durch die politische Lage und durch Baur's vielseitige wissenschaftliche Aktivitäten waren die Jahre zwischen 1914 und 1923 geprägt von zwei Umzügen des Instituts, zuerst von Berlin nach Potsdam und dann wieder nach Berlin-Dahlem. Obwohl Schiemann maßgeblich die Organisation und Durchführung der Umzüge leitete, leistete sie in dieser Zeit auch ausgedehnte wissenschaftliche Arbeiten und habilitierte 1924 mit einer Arbeit „Zur Geschichte des Sommer- und Wintertyps bei Gerste“. Lag der Schwerpunkt ihrer Doktorarbeit noch auf genetischem Gebiet, so war die Ausrichtung nun experimentell-züchterisch.

Die Zeit in Dahlem (1923-1927) wurde in späteren Interviews von Schiemann's Schülern als die „Goldenen Jahre“ für das Institut und vor allem auch für Schiemann selbst beschrieben. Das Institut wurde international als Zentrum der Genetik und Züchtungsforschung anerkannt. Schiemann hatte als Oberassistentin eine Lebenszeitstelle und umfassende Arbeitsmöglichkeiten. 1927 beschloß die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, ein neues Institut für Züchtungsforschung in Müncheberg östlich von Berlin einzurichten. Mit der Neugründung kam es zum Zerwürfnis zwischen Baur und Schiemann, der ihr eine bereits zugesagte Stelle im neuen Institut verweigerte. Schiemann ihrerseits weigerte sich, nach Müncheberg umzuziehen und verblieb im Institut in Dahlem. Entgegen ihren Hoffnungen wurde sie hier nicht

Elisabeth Schiemann - eine Karriere mit Behinderungen: 1927 wurde ihr eine bereits zugesagte leitende Stelle verweigert, 1940 entzogen ihr die Nationalsozialisten die Lehrbefugnis. Erst nach dem Weltkrieg wurde sie zur Professorin ernannt. Das Bild unten zeigt sie mit ihrer Schwester Gertrud (Mitte) und der Physikerin Lise Meitner (rechts).



Institutsdirektorin und anlässlich der Übernahme des Dahlemer Instituts durch den jüngeren Kollegen Kappert gab sie ihre Stellung auf. Am Botanischen Museum in Berlin, wohin sie wechselte, war sie ohne Bezahlung bis 1943 tätig. Überstehen konnte sie die Jahre nur durch finanzielle Unterstützung ihrer Schwester Gertrud.

1931 habilitierte sie sich von der Landwirtschaftlichen Hochschule um zur Friedrich-Wilhelm-Universität. In ihrer Antrittsvorlesung sprach sie über „Die Bedeutung der Genetik für die Systematische Botanik“ und stellte so eine Klammer her zwischen Genetik und der Systematik der Kulturpflanzen. Ihr Ziel war es, eine zusammenhängende Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte der Kulturpflanzen zu erarbeiten.

Aufgrund der neuen Einflüsse, aber auch wegen der beschränkten Arbeitsmöglichkeiten verlagerte Schiemann ihren Forschungsschwerpunkt auf die Geschichte der Kulturpflanzen. Für ihre experimentellen Zwecke sowie zu Demonstrationszwecken legte sie im Botanischen Garten eine Schausammlung an, die 1943 durch Bombeneinwirkung zerstört wurde. Zu den spärlichen Arbeitsbedingungen kam noch erschwerend die Hochschulpolitik der Nationalsozialisten hinzu. Es gehörte zu deren Programm, den Frauenanteil an den Hochschulen zu mindern. Zusätzliche Schwierigkeiten ergaben sich aus Schiemann's nicht regimekonformen Verhalten. Sie versteckte nach Berichten ihrer Schüler in ihrer Wohnung Verfolgte und ermöglichte auch einigen die Ausreise. 1940 wurde Elisabeth Schiemann aufgrund der Verordnung zur „Säuberung der Universitäten“ die Lehrberech-

tigung entzogen. 1943 wurde ihr von Hans Stubbe, dem damaligen Leiter des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Kulturpflanzenforschung in Wien, eine eigene Abteilung für „Geschichte der Kulturpflanzen“ angeboten. Schiemann akzeptierte das Angebot. „Ich komme sofort, wenn ich nicht 'Heil Hitler' zu sagen brauche“, schrieb sie. Allerdings kam es durch die Kriegereignisse nie zu dem Umzug.

Wissenschaftliche Arbeiten nach 1945

Das Kriegsende brachte Schiemann die längst fällige berufliche Anerkennung. Bereits 1945 wurde ihr wieder die Lehrbefugnis zuerkannt, und 1946 erhielt sie eine Professur für Genetik und Geschichte der Kulturpflanzen an der Universität Berlin. Ihre schnelle Rückkehr in den Wissenschaftsbetrieb war zurückzuführen auf ihr kompromißloses Auftreten gegenüber den Nationalsozialisten und auf ihre internationale Reputation. 1947 erhielt sie eine Einladung nach Großbritannien, die sie auch nutzte, um die ihr bis dahin nicht zugängliche Literatur der Kriegsjahre einzusehen.

1949 schied sie 68jährig aus dem Universitätsdienst. Ihre Abteilung wurde als „Institut für Geschichte der Kulturpflanzen“ in die neu gegründete Stiftung „Deutsche Forschungshochschule“ aufgenommen.

1953 wurde die „Max-Planck-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft“ gegründet. Schiemann's Abteilung wurde als eigenständige Forschungsstelle für „Geschichte der Kulturpflanzen“ übernommen. Sie selbst wurde wissenschaftliches Mitglied. 1956 ging sie mit 74 Jahren in den Ruhestand. Es fand sich keine geeignete Nachfolge, und das Institut wurde aufgelöst.

Am 3. Januar 1972 starb Elisabeth Schiemann im Alter von 90 Jahren. Die Liste der Ehrungen ist lang: Die Bundesrepublik verlieh ihr das Bundesverdienstkreuz. Sie war Mitglied in der Französischen Botanischen Gesellschaft und der Zoologisch-Botanischen Gesellschaft in Wien. Man wählte sie in die Leopoldina, Akademie der Naturforscher, und zeichnete sie mit der Darwinmedaille dieser Akademie aus. Darüber hinaus erhielt sie Ehrendokortitel und Präsidialwürden. In einer von Schiemann selbst verfaßten Liste ihrer Veröffentlichungen sind über 80 Arbeiten enthalten.

Betreiben Frauen eine andere Wissenschaft als Männer?

Der Vergleich von Biographien von Naturwissenschaftlern und Naturwissenschaftlerinnen um die Jahrhundertwende sowie Interviews mit in ihrem Beruf etablierten Biologinnen führten uns zu der Frage, ob Frauen Naturwissenschaften anders betreiben als Männer. In einer entsprechenden Studie wurden bereits vorhandene Literatur, statistische Daten und Erfahrungsberichte von Frauen verwendet sowie Einzelbiographien auf entsprechende Hinweise hin untersucht. Dabei erlaubt die Betrachtung der Biographien, etwas über psychologische Aspekte und die Rahmenbedingungen, unter denen gearbeitet wird, zu erfahren. Die Kombination von statistischen und biographischen Daten ermöglicht eine Einschätzung, inwieweit die jeweils beschriebenen Schicksale trotz ihrer Einzigartigkeit doch typisch für eine bestimmte Gruppe sind.

Die Studie ergab, daß sich die psychologischen Voraussetzungen und die Rahmenbedingungen, mit denen Frauen und Männer arbeiten, stark unterscheiden. Dies sind Aussagen, die durch Studien zur Situation anderer Berufsgruppen (z.B. die der Ingenieure und Ingenieurinnen) bestätigt werden. Wie die Interviews gezeigt haben, sind Frauen in der Regel privat stärker belastet, müssen mehr um ihre Existenz kämpfen und stehen permanent unter dem Druck, sich für ihr „Eindringen in die Männerwelt“ zu entschuldigen. Das führt dazu, daß auch heute Naturwissenschaftlerinnen sich den herrschenden (männ-

lichen) Normen anpassen und stark um ihre Anerkennung ringen müssen. Die Konsequenz ist, daß sie von den Inhalten her wenig Anderes betreiben können als ihre Kollegen, solange die derzeitigen Bedingungen und Organisationsformen wissenschaftlicher Produktion so bleiben, wie sie sind.

Frauenforschung in der Mathematik

In der Mathematikgeschichte sind wir dem Lernen, Leben und Arbeiten der erfolgreichen und bekannt gewordenen Pionierinnen nachgegangen. Die „klassische“ mathemathikhistorische Literatur liefert hier meist nur wenige Anhaltspunkte. Denn selbst wenn diese Wissenschaftlerinnen zu ihren Lebzeiten durchaus anerkannt waren, werden sie in der Literatur meist nur am Rande erwähnt, ihre Leistungen nicht im Kontext diskutiert und ihre Biographien eher anekdotisch behandelt. Dagegen zeigt eine genaue Analyse ihrer Arbeits- und Lebensbedingungen und ihrer Werke nicht nur, welcher unbezähmbare Erkenntnisdrang notwendig war, um alle Barrieren zu überwinden. Es wird auch deutlich, daß die Originalität ihrer Leistungen wahrscheinlich gerade deshalb möglich war, weil sie eben nicht in eine Institution eingebunden und deren „anerkannten“ Ansätzen und Begriffsbildungen unterworfen waren. Andererseits entspricht die Ausarbeitung ihrer Ideen nicht immer den jeweiligen Ansprüchen - schon wegen der Mängel in der Ausbildung. Deshalb werden sie als Arabesken der Wissenschaftsgeschichte wahrgenommen.

Hier wird die Rolle der Wissenschaftsinstitutionen deutlich, die die Standards bestimmen, und das, selbst in einer so „objektiven“ Wissenschaft wie der Mathematik, durchaus nicht nur nach objektiven Kriterien.

Die Mathematikerinnen unseres Jahrhunderts haben (meistens) die Möglichkeit einer regulären Ausbildung gehabt. Die von uns erarbeitete Übersicht über die Habilitationen von Frauen im Fach Mathematik in Deutschland seit 1919 zeigt, daß der epochale Trend zu mehr höchstqualifizierten Frauen in der Mathematik neigt. Die Wahl der Fachschwerpunkte hängt u. a. stark vom kulturellen Kontext ab.

Die Autorinnen



Dr. Luise Berthe-Corti studierte in Berlin Biologie und Physik und schloß 1975 mit der Promotion ab. 1974 kam sie nach Oldenburg, zuerst als wissenschaftliche Assistentin für Biophysik, ab 1979 als Akad. Rätin für Mikrobiologie/Biotechnologie. 1978 war sie als Gastwissenschaftlerin an der Gesellschaft für Biotechnologische Forschung in Braunschweig. Seit 1979 betreibt sie zusätzlich historische Frauenforschung. *Prof. Dr. Irene Pieper-Seier* studierte in Hamburg Mathematik und Physik. Nach der Promotion 1968 in Hamburg und der Habilitation 1971 in Hannover kam sie 1973 nach Oldenburg. Hier ist sie Professorin für Mathematik mit dem Schwerpunkt Algebra. Ihr Hauptarbeitsgebiet sind Geometrische Algebra und Grundlagen der Geometrie. Auch sie betreibt seit 1989 historische Frauenforschung.

Universitätsgesellschaft mit neuem Vorsitzenden



Die Universitätsgesellschaft Oldenburg e.V. hat einen neuen Vorsitzenden bekommen. Bei der letzten Mitgliederversammlung, Beiratssitzung und Vorstandssitzung wurde als Nachfolger von Dr. Christopher Pleister, DG-Bank, in Oldenburg Peter Waskönig (früherer Präsident der Oldenburgischen Industrie- und Handelskammer und Unternehmer) einstimmig gewählt.

Pleister hob die Verdienste der jahrelangen Arbeit der Universitätsgesellschaft hervor. Das wichtigste Element sei die wissenschaftliche Förderung, die Aufbereitung des Umfeldes und das Deutlichmachen der Leistungsfähigkeit der Universität, sowohl im wissenschaftlichen Teil als auch vor allen Dingen in der volkswirtschaftlichen Betrachtung. 350 Mio. Mark jährlich an Investitions- und Konsumkraft gehen von der Universität mit den 13.000 StudentInnen aus.

Waskönig gab sein Programm bekannt und verwies auf die Satzungen und den wichtigen Auftrag der Universitätsgesellschaft, die Beziehungen zwischen der Universität und der Region zu fördern. Er wies auf die Unwissenheit der Meisten im Lande hin, so daß Aufklärungsarbeit durch Vortragsveranstaltungen, Veröffentlichungen und persönliche Überzeugungsarbeit die wichtigste Grundlage für die Zukunft sei. Die Infrastruktur des Raumes werde bestimmt durch die Universität des Nordwestens, der Carl von Ossietzky Universität in Oldenburg, und durch die Notwendigkeit, daß die strukturell benachteiligte Region weiterhin Auftrieb brauche durch Vertiefung und Verbreitung des Wissens. Die attraktiven Studienbedingungen in der Stadtnähe oder im Außenbereich seien auch gleichzeitig kostenvergünstigende Lebensbedingungen für die StudentInnen.

Die Breite des wissenschaftlichen Angebotes spiegle sich in elf Fachbereichen, 35 Fächern, 138 Studiengängen, 16 Instituten und vier angegliederten Instituten wider. Das müsse dem Bürger bekanntwerden. Die Liebe zur Arbeit und der Wunsch fördernd zu wirken sind zwei ausschlaggebende Punkte im Leben von Peter Waskönig. Deshalb formulierte er seine Ziele so:

- Mitgliedererweiterung durch Annoncen, Werbungen, Auslegen von Broschüren,

- monatliche Berichterstattung in den Tageszeitungen,
- Sponsoren aus der Wirtschaft anwerben,
- Standardprogramm für Aktivitäten verabschieden,
- Motivationsgrundlagen bieten durch Informationen, kleine, mittlere und große Preise,
- Institute fördern und Kooperation zwischen Wirtschaft und Universität verbessern, Unternehmerrisikoprüfung in die Universität holen,
- Mitgliederversammlungen als Grundlage der Pro- und Kontra-Diskussion einrichten,
- jedes Jahr einmal ein gemeinsames Gespräch mit dem Präsidenten, dem Kanzler und allen Dekanen führen, damit die Wirkung nach innen und außen in der Ganzheit das Image der Carl von Ossietzky Universität fördert.

Seit Amtsantritt von Waskönig wurde eine zwanzigprozentige Mitgliedersteigerung schon erreicht, eine konzentrierte Aktion mit allen politischen und wirtschaftlichen Gremien geführt und eine sehr wichtige Grundlage geschaffen in einem Sondergespräch mit der Wissenschaftsministerin. Waskönig stellte besonders die Leistungen seines Vorgängers Pleister heraus, der mit persönlichem Engagement viele Verbesserungen innerhalb der Zusammenarbeit zwischen Universität und Universitätsgesellschaft und der Bevölkerung erreicht habe. Darauf wolle er, Waskönig, aufbauen. Die Kontinuität sei gesichert, die Herausforderung groß.

Notizen aus der Universität

- Mit der Einführung des Globalhaushalts seit dem 1. Januar 1995 besitzt die Universität Oldenburg den Status eines Landesbetriebes, der über den Einsatz der zur Verfügung stehenden Mittel weitestgehend selbst entscheidet. Der Modellversuch „Globalhaushalt“, an dem sich zwei weitere niedersächsische Hochschulen beteiligen, hat vor allem eine wichtige strukturelle Neuerung gebracht: Die kaufmännische löst die kamealistische Buchführung ab. Die betriebswirtschaftliche Situation der Universität wird damit transparenter.
- Um möglichst allen DiplomchemikerInnen Zugang zum explosionsartig wachsenden Fachwissen zu gewähren, nimmt der Fachbereich Chemie seit Oktober 1994 an einem dreijährigen Pilotprojekt teil, dessen Ziel die „Endnutzerförderung von Chemiedatenbanken“ ist. Insgesamt beteiligen sich bundesweit 57 Universitäten an dem Projekt.
- Die Arbeitsgruppe Angewandte Optik unter der Leitung von Prof. Dr. Klaus Hirsch (Fachbereich 8 Physik) hat auf der Leipziger Messe „Denkmal '94“ ein von ihr entwickeltes Gerät zur Früherkennung von Schäden an Baudenkmalen vorgestellt. Lange bevor äußere Schäden sichtbar werden, ist das portable, lasergestützte Meßgerät in der Lage, Veränderungen an den Objekttoberflächen von weniger als einem Tausendstel Millimeter zu registrieren.
- Die Umweltforschung ist nach wie vor ein wesentlicher Schwerpunkt an der Universität. Das geht aus dem Forschungsbericht 1990-1992 hervor. Etwa die Hälfte der 413 ausgewiesenen Forschungsprojekte beschäftigten sich mit Umweltproblematiken. Das

Volumen der Drittmittelforschung stieg von 15,8 (1990) auf 21,0 Millionen DM im Jahre 1992.

- Eine überwältigende Editionsleistung und eine grandiose Großaufnahme der Weimarer Republik, bescheinigt „Die Zeit“ (16.12.94) der achtbändigen Carl von Ossietzky-Gesamtausgabe, die im Herbst beim Rowohlt Verlag erschienen ist und an der Universität in einem interdisziplinären Projekt mit Förderung der Deutschen Forschungsgemeinschaft erarbeitet wurde. Die Herausgeber sind die Historiker Dr. Elke Suhr und Prof. Dr. Werner Boldt, der Germanist Prof. Dr. Dirk Grathoff, und der Politologe Prof. Dr. Gerhard Kraiker. Das achtbändige Werk kostet 248 DM.
- Die Kooperation zwischen der Universität und DGB Landesbezirk Niedersachsen besteht seit nunmehr zwanzig Jahren. Bei dem Festakt wurde die Einrichtung eines „Kollegs für Arbeit und Wissenschaft“ angekündigt, in dessen Rahmen höhere Gewerkschaftsfunktionäre für zwei Semester an der Universität lehren und damit Praxisfelder vermitteln können.
- Der Meeresforscher Prof. Dr. Gotthilf Hempel, Gründungsdirektor des Alfred Wegener Instituts für Meeresforschung in Bremerhaven, und der Arzt und Psychoanalytiker Prof. Dr. Aron R. Bodenheimer (Zürich/Tel Aviv) sind mit der Ehrendoktorwürde der Fachbereiche 7 Biologie und Fachbereich 3 Sozialwissenschaften ausgezeichnet worden.
- Prof. Dr. Bruno Eckhardt (Fachbereich 8 Physik) ist von der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen mit dem Akademierpreis für Physik ausgezeichnet worden.

History of Art

P. 4

There is a long tradition of female personifications. Since the time of the French Revolution however, meaning and function have changed. Monumental female figures on high pedestals, allegories of nation or victory, representations of order and innovation appeared and are still present in the public sphere of the 20th century. Their meanings and their transformations are analyzed in the context of the changes in the political structures in the modern era.

Author: Silke Wenk

Germanic studies

P. 8

Women were not excluded in the 18th-century spread of literacy. The development of a female reading public is a first achievement of the Enlightenment in which periodical essays ('moral weeklies') had a large share. The appearance of the bourgeois woman in the public as reader, writer and journalist changed the culture of the times. But at the end of the century, full cultural integration of woman is still not on the agenda.

Author: Helga Brandes

Sociology

P. 12

The article, which particularly considers modernization theory, draws first conclusions from an ongoing qualitative-empirical research project in which newlywed and never-married adult men and women were asked about their reasons whether to marry or not.

Author: H. Matthias, R. Nave-Herz, D. Sander

Sociology

P. 16

Referring to considerations on adolescence as being a „second chance“ in individual development, the specific of female adolescence are analysed. Central in this discussion is, how physical changes and developments during adolescence are experienced by girls: how do cultural definitions and determinations of the female body - for example regarding menstruation and sexual attractiveness for men - influence a girl's sense of her own body?

Author: Karin Flaake

Sociology

P. 20

In an empirical project on „culture and counterculture of women in multi-generational farm families in the Ammerland region“ 17 women were interviewed. Central objective of this qualitative study is to explore cultural change using the experiences of the female body, of work, of eating habits and nature. Also, the question of deliberately transgressing of traditional norms as a countercultural strategy is examined.

Author: Ilse Dröge-Modelmog

Gerontology

P. 24

Women around 60 are living as a pioneer generation. There is no historical model how to design - in one's own right - a future which will last about a quarter of one's life. Whether they react with anxiety or with energy, women about always have ambivalent feelings and attitudes. Learning opportunities based on the concept of everyday life provided are approach to this biographical situation, putting, at the

same time, the concept to test. As a result, we could identify some of the conditions which were apt to make learning processes successful.

Author: Barbara Fülgraff

Science History

P. 28

Our research in women's history, aims at showing women's contributions to the development of mathematics and science. This includes a search for women who made important contributions to their field, an analysis of their working conditions and their approach to research as well as the way they are appreciated in the literature. This is illustrated by three examples.

Authors: Luise Berthe-Corti and Irene Pieper-Seier

EINBLICKE NR. 21

11. Jahrgang, April 1995
ISSN 0930/8253

Herausgeber
Der Präsident der
Carl von Ossietzky Universität Oldenburg

Redaktion
Gerhard Harms (verantwortlich),
Gudrun Pabst, Michael Popien, Dr. Andreas Wojak,
Pressestelle der Universität
Ammerländer Heerstraße 114-118,
26111 Oldenburg, Tel.: 0441/798-2417,
Telefax: 0441/798-2435, Telex: 25655 unol d

Layout
Gerhard Harms

Fotos
Stefan Appelius (S.22), Archiv der
Max-Planck-Gesellschaft (S.30), dpa (S. 17),
Anna Katarina Gerke (Titelbild u. S. 16),
Wilfried Golletz (S.6, 18, 21, 26, 31), Ilse Rosemeier (S. 10),
The Henry Moore Foundation (S. 6),
Doris Waskönig (Titelbild, S. 21, 25), Silke Wenk (Titelbild, S. 6)

Satz
Claudia Bürger

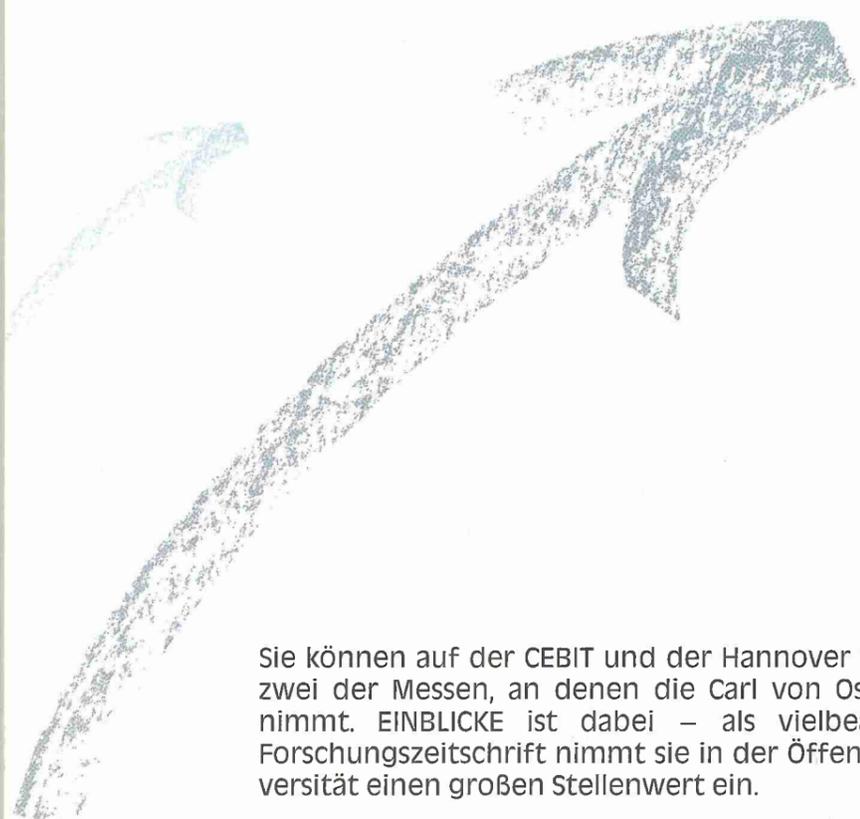
Reprographien
Bernd Kühn (Schwarz-Weiß),
KD-Repro (Farbe)

Druck
Officina-Druck
Posthalterweg 1b, 29129 Oldenburg,
Tel.: 0441/776060, Telefax: 0441/776065

Anzeigen
Diabolo-Verlag Reichert/Schön
Bahnhofstr. 11, 26122 Oldenburg,
Tel.: 0441/25491, Telefax: 0441/2489048

Abdruck der Artikel nach Rücksprache mit der Redaktion und-unter Nennung der Quelle möglich.
Das Forschungsmagazin EINBLICKE erscheint zweimal im Jahr und informiert eine breitere Öffentlichkeit über Forschung an der Universität Oldenburg. Die AutorInnen nehmen bewußt Vereinfachungen in der Darstellung ihrer Forschungsprojekte in Kauf.

WERBUNG IN EINBLICKE GIBT'S IMMER NUR MIT ZUGABE!



Sie können auf der CEBIT und der Hannover Messe werben! Das sind zwei der Messen, an denen die Carl von Ossietzky Universität teilnimmt. EINBLICKE ist dabei – als vielbeachtete und gelesene Forschungszeitschrift nimmt sie in der Öffentlichkeitsarbeit der Universität einen großen Stellenwert ein.

Die Zeitschrift mit Ihrer Werbung verstaubt nicht irgendwo. Ausgabe für Ausgabe erreicht EINBLICKE alle Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler an der Universität, alle in Weser-Ems, die an Forschung und Wissenschaft interessiert sind, Medien und Verbände.

Außerdem ist EINBLICKE das Nachrichtenmagazin der Universitätsgesellschaft.

Sie sehen: Selbst wenn Sie auf die Zugabe keinen Wert legen, ist der Adressatenkreis von EINBLICKE nicht ohne. Wir informieren Sie gern. Probeexemplare, Media-Informationen und Preislisten liegen für Sie bereit.

Officina-Druck GmbH
26129 Oldenburg
Posthalterweg 1B

Tel.: (04 41) 77 60 60
Fax: (04 41) 77 60 65